

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei ins Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Bei Abholung aus unserer Expedition Zimmerstraße 44 1 Mark pro Monat. Postabonnement 4 Mark pro Quartal. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1889 unter Nr. 866.)

Für das Ausland: Täglich unter Kreuzband durch unsere Expedition 3 Mark pro Monat.

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 3-7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 10 Uhr Vormittags geöffnet.

Fernsprecher: Amt VI. Nr. 4106.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Der Halberstädter Wahl.

Der Sieg des konservativen Bürgermeisters a. D. John über den nationalliberalen Stadtrath Weber im Halberstädter Wahlkreis ist also entschieden, und die Partei des nach Kraft und Bildung maßgebenden Deutschlands hat einen ihrer ältesten und sichersten Wahlkreise verloren.

Das kann nun zwar jeder Partei einmal passieren und ist hauptsächlich auch schon allen Parteien passiert; wir erinnern in dieser Beziehung nur an den deutschfreisinnigen Sieg in Greiffenberg-Kamin und an die Niederlagen der Sozialdemokraten in Sachsen. Nach dieser Richtung hätte also der Ausgang der Halberstädter Wahl keine besondere Bedeutung, so wenig wie ja auch der Umstand in's Gewicht fällt, ob das zustimmende Votum zu allen Regierungsvorlagen von dem Vertreter Halberstadts aus konservativem oder nationalliberalem Munde kommt.

Was das Halberstädter Wahlergebnis aber hochinteressant und der besonderen Würdigung werth macht, das ist der Umstand, daß sich hier zum ersten Male und in untrüglicher Weise zeigt, daß für die Nationalliberalen das Kartell genau dieselben Früchte zeitigt, welche der Fortschrittspartei Ende der siebziger Jahre die Störung der „Ordnungsparteien“ eingebracht hat. Das Kartell, geschlossen unter „Garantie des gegenseitigen Bestehens“, angeblich zu dem Zwecke, um dem Reiche die von der Opposition verweigerten Mittel zur Vertheidigung der Grenzen zu sichern, zeigt sich jetzt in dem Resultat der Halberstädter Wahl offen in seiner wahren Bedeutung.

Dieselbe Erfahrung, welche aber die Nationalliberalen jetzt in Halberstadt gemacht haben, die werden sie bei den nächsten allgemeinen Wahlen überall da machen, wo sich die Konservativen stark genug fühlen, den Kampf mit ihren Kartellgenossen aufzunehmen. Nur da, wo die Konservativen auf die Hilfe der Truppen des Herrn von Bennigsen angewiesen sind, wenn sie das Feld behaupten wollen, werden sie nach wie vor an dem Kartell festhalten, und es unterliegt für uns nicht dem leisesten Zweifel, daß die nationalliberalen Mannesgeelen diese Hilfe auch leisten werden.

Dasselbe Schauspiel hat sich ja vor gut einem Jahrzehnt bereits gezeigt, nur daß damals die Genasführten die Fortschrittler waren, welche heute des Sohns und Spottes sich gar nicht genug thun können über den „Reinhold“ der Nationalliberalen. Wir leugnen den letzteren gewiß auch nicht. Wir mißgönnen auch den Herren Richter und Genossen die Freude daran, daß es seit den Nationalliberalen genau so geht, wie es vor 10-15 Jahren ihnen Richter in seiner Schadenfreude nicht vergessen, daß er es gewesen ist, der seinen Erfurter Parteigenossen den Rath gab: „Lieber Lucius als Kapell!“

Wir sind zwar überzeugt, daß Herr Richter auch heute noch aus vollem Herzen jener Parole zustimmt und sie auch wieder ausgibt, wenn es noch — nothwendig wäre. Das letztere ist aber gar nicht mehr der Fall und zwar deshalb nicht mehr, weil die Politik der Parole: „Lieber Lucius als Kapell!“ es für den Fortschritt vulgo Deutschfreisinn glücklich dahin gebracht hat, daß heute da, wo sich die Firmen Lucius-Kapell im Wahlkampf gegenüber stehen, von Anhängern des Herrn Richter überhaupt nichts mehr zu spüren ist. Dieselben sind so oft auf die Seite „Lucius“ kommandirt worden, daß sie es schließlich vorzogen, überhaupt und für immer dort zu bleiben.

Heute wiederholt sich dasselbe Schauspiel, wie die Halberstädter Wahl in esslatanter Weise zeigt, mit den Nationalliberalen. Auch die Anhänger dieser Partei haben rasch einsehen gelernt, daß wenn es einmal ihre regelmäßige Aufgabe sein soll, konservativ oder richtiger Regierungspolitisch sans phrase zu machen, es dann viel vernünftiger ist, dies auch unter offener Firma zu thun, und sich nicht mit liberalen Lappen zu drapieren, die ihnen doch nicht zukommen.

Die Freisinnspartei hat es mit der Politik des „Anlehens nach rechts“ schließlich dahin gebracht, daß in ganzen Provinzen und Einzelstaaten, wo die Partei früher sogar die Mehrzahl der Mandate besaß, wie z. B. in Mecklenburg, sie heute nicht mehr einen einzigen Sitz behaupten kann. Wo aber der Freisinn wirklich noch Siege zu verzeichnen hat, verdankt er sie entweder der Unterstützung anderer Parteien, oder dem Umstande, daß der zur Wahl stehende Kandidat nur dem Namen nach zur deutschfreisinnigen Partei zählt, in Wirklichkeit aber ein ganz gewöhnlicher Nationalliberaler ist. Dies gilt besonders von dem Freisinn, wie er in Süddeutschland vorkommt und wofür als Typus speziell der jüngst verstorbene Dr. Frankfurter in Nürnberg gelten konnte.

Die gleiche Taktik aber, welche den Freisinn dahin gebracht, daß er als politische Partei heute kaum mehr als eine Null bedeutet, sie trägt, von den Nationalliberalen angewendet, denselben die gleichen Früchte. In zehn Jahren wird auch von dieser Partei nichts weiter mehr übrig sein, als ein Häuflein, „nicht zu groß, um sie in einer Einspänner-Droschke nach Hause zu fahren“. Fraglich bleibt nur, ob Herr von Bennigsen dann dies traurige Fuhrwerk noch lenken wird, wie dies Herr Richter in anerkannterwerther Ausdauer mit seinem Parteifarren noch thut, nachdem er denselben so tief in den Sumpf gefahren hat. Wir fürchten sehr, der hannoversche Staatsmann wird sehr bald wieder Hinterfrontmarschall spielen, wenn er es nicht gar vorzieht, sich gleich seinen Parteigenossen Dr. Michaelis und Wehrenpennig ganz den Amtsgeschäften zu widmen und der Politik Valet zu geben.

Mag das aber kommen wie es will, für die Sache des demokratischen Fortschritts ist es gewiß nur eine erfreuliche

Erscheinung, daß die mittelparteiliche Charakterlosigkeit beim Volke immer mehr an Boden verliert. Wir unterschreiben den Satz: lieber einen Konservativen als einen Liberalen, ganz gewiß nicht, aber wir sehen dabei eben voraus, daß es sich dann wirklich um liberale und konservative Grundsätze handelt. Um diese Grundsätze handelt es sich aber bei dem Streit unter unseren bürgerlichen Parteien schon längst nicht mehr, das zeigte klar und deutlich der Anschluß der Fortschrittler an die „Ordnungspartei“ in den siebziger Jahren und das Kartell bei den letzten Wahlen. In beiden Fällen waren es die Liberalen, welche ihre Grundsätze opferten und zwar mit dem einzigen realen Erfolge, daß erst der linke Flügel der Partei vernichtet wurde und jetzt das Gros derselben dem gleichen Schicksal verfällt.

Zunächst streicht freilich scheinbar die Reaktion den Sieg ein, insofern dies ist kein dauernder Erfolg. Dazu ist das deutsche Volk denn doch zu weit fortgeschritten, um am Ende des 19. Jahrhunderts sich ein Regiment Söder-Rieft gefallen zu lassen. Die Niederlage des Liberalismus ist nur eine Folge der Scheidung der Geister in ein „Oben und Drüben“, die sich mit Macht vollzieht. Auf welcher Seite dabei schließlich der Sieg bleiben wird, darüber sind wir nicht im leisesten Zweifel.

Uns genirt deshalb der „Sieg der Reaktionäre“ in Halberstadt nicht im geringsten. Freilich haben wir aber auch keine Freude daran; das mag aber daher kommen, daß wir an dem Erfolg der Konservativen unschuldig sind, was jene freilich nicht von sich sagen können, welche den Acker der Reaktion nach der Parole: „Lieber Lucius als Kapell“ so trefflich zu bestellen sich bemühen.

Politische Uebersicht.

Ein Musterstück von Heuchelei leistet sich die „Natlib. Korresp.“ in einem Artikel über die von dem „sozialdemokratischen „Berliner Volksblatt“ mit so lärmender Siegesgewißheit“ angekündigte Berliner Lohnbewegung. Nachdem nämlich das offizielle Organ der Partei der Gentleman das „Mißlingen“ dieser Bewegung konstatiert und dem durch die Streiks über viele Arbeiterfamilien hereingebrochenen Elend ein paar Strohdilstränen gewidmet hat, untersucht es die Ursachen des „Mißlingens“ der Bewegung und findet dieselben in der „Unbilligkeit der gestellten Forderungen“, welche nicht die Sympathien der öffentlichen Meinung finden. Den Arbeitern wird deshalb der Rath gegeben, aus der diesjährigen Lohnbewegung die Lehre zu ziehen, „nicht wieder so plan- und zwecklos zu einem Ausstand sich anreizen zu lassen, vor allen Dingen dann nicht, wenn das große Publikum nicht bereits von der Gerechtigkeit und Billigkeit der Arbeiterforderungen überzeugt ist“. Um aber feststellen zu können, wie das „große“ Publikum über die Arbeiterforderungen denkt, so würde das wohl am besten geschehen, bezw. die Zwecklosigkeit

spitze Stoßlinge aus seinem Bambusrohr heraus.) Da ist es! Bei der ersten Gelegenheit, wo wir Beide allein uns begegnet, stoß, ich es ihm in den Leib, so! und spiege ihn an die Wand wie eine Fledermaus. Das schwört ich!“

Und er bemühte sich, durch das Rollen seiner roth unterlaufenen Augen der Drohung Nachdruck zu geben. Er trank stehend den Rest seines Kaffees aus, zog seinen Ueberrock an und sagte, er gehe jetzt ins Geschäft. (Ja, Färbeln.) Er werde zeitig nach Hause kommen. (Das heißt, frühzeitig am Morgen.) Jeder war froh, daß er ging.

Wie nun Herr Brazovic die enge Wendeltreppe behutsam hinabstieg — denn seine Korpulenz war nicht dazu angethan, eine Treppe rasch hinabzueilen — wer kommt ihm von unten entgegen? Timar.

Jetzt also hat er ihn in der Hand! Auf Messerspitzenweite! Und an einem dunklen Ort, wo Niemand die Beiden sieht. Wir wissen aus der Geschichte, daß die meisten Meuchelmorde auf der Stiege verübt werden. Timar hatte keine Waffe bei sich, nicht einmal einen Spazierstock, Herr Athanas dagegen ein zwei Fuß langes Stillet.

Als Herr Athanas Timar erblickte, schob er seinen Dolchstock unter die Achsel und rief, den Hut ziehend, mit lauter Stimme: „Gehorhamer Diener! Wünsche guten Tag, Herr von Levetincey!“

Timar antwortete mit einem: „Servus Nazi! Geht schon wieder ins Geschäft?“

„Gehe!“ lachte gemüthlich Herr Athanas, wie ein Knabe, der bei einem lustigen Streich ertappt wird. „Nun, Michel, willst Du uns nicht einmal Gesellschaft leisten?“

„Fällt mir nicht ein. Wenn es Euch nur darum zu thun ist, mir ein paar hundert Gulden abzugewinnen, so zahl' ich sie lieber gleich; aber die ganze liebe Nacht am

Feuilleton.

Ein Goldmensch.

Roman von Maurus Jókai.

Das für Teufelszeug dieser Mensch sich wieder auszuwaschen hat! Während jeder rechtschaffene Fruchthändler sich im Winter von seinen Strapazen ausruhen zu können, macht er sich mit Dingen zu schaffen, auf die sonst keine Hand verfällt. Da packtet er den Plattensee und läßt unter ihm dreihundert Sennere Fische heraufgezogen. Das ist kein reiner Raub! Bis zum Frühjahr wird er den Plattensee so ausgeplündert haben, daß nicht ein einziger Fische, nicht eine Aise, kein Rühling, noch Breitling, geblieben denn ein Fogasch darin zu finden sein wird. Und der Fogasch im Balaton wüchsen, damit die Deutschen sie verschlingen! Dieser verdammte Schlingel! Man sollte von dem späten bring' ich ihn um, so viel ich gewiß. Wenn er die Brücke kommt, laß' ich ihn von zwei Schiffsnächten erschlagen und in die Donau werfen. — Ich werde einer Nacht am Schilberhaus vorbeizieht, von ungefähr erkannt. — Ich sperre einen wüthenden Hund in seinen Hof, damit er von ihm gebissen werde, wenn er des Morgens kommt. — Fangen sollte man den Schurken! Er verlor den Strid weit mehr, als der Angyal Vandi oder Galt Marzi, unserer Wälder berühmte Räuber; denn der Galt Marzi nimmt mir nur das Geld, was ich bei mir habe, aber dieser Dieb stiehlt mir das Haus über meinem Kopf. — Ich werde noch einmal sein Haus anzünden, daß

er darin verbrennt. — Und einen solchen Menschen adelt man noch! Ja, in der Komitatskongregation machen sie ihn zum Assessor, und der Laugenichts sitzt mit mir am grünen Tisch in einer Reihe. Ich, dessen Großvater schon von uraltem ungarischen Adel war, soll ihn neben mir duden, diesen hergelaufenen Kerl! Aber, er soll es nur versuchen und einmal zur Restauration kommen! Ich hebe eine Bande Bundschuh-Geleutete gegen ihn auf, daß sie ihn zum Fenster hinauswerfen und er sich den Hals bricht! — Wenn ich nur einmal bei einer Mahlzeit mit ihm zusammenträfe, ich wollte ihm die Suppe so papirieren, daß er sich auf den Rücken legen würde, wie ein toder Fische. — Und dieser Landläufer macht sogar Besuch bei vornehmen Fräuleins! Dieser Timar, dieser gewesene Schiffschreiber, dem wir den Namen „Schlammpeitzler“ gaben. — Ich wollte, er verirrte sich einmal in eine Gesellschaft, wo er es mit einem wackeren Offizier zu thun beläme, der ihn herausfordern und dann aufspießen würde, wie einen Frosch. — so!“

Herr Brazovic warf hierbei einen bedeutungsvollen Blick auf Herrn Ratschula, der aber that, als hätte er gar nichts gehört. Zugehört hatte er wohl, was er sich aber aus dem Monologe seines zulünftigen Schwiegervaters zu Gemüthe geführt, war, daß der frisch ausgeschlossene Millionär ohne Zweifel in den Reichthum des Herrn Brazovic eine große Bresche geschossen habe, und daß die Wuth darüber nicht nur Herrn Brazovic, sondern auch sein Haus aus den Fugen zu bringen drohe, ein Gedanke, der eben nicht dazu beitrug, die Freude des Herrn Ratschula über den heran-nahenden Hochzeitstag zu vermehren.

„Nein, ich werde nicht erst abwarten, bis ein Anderer diesen Kerl den Garaus macht!“ sagte zuletzt Herr Brazovic, indem er vom Kaffeetisch aufstand, seinen Tisch bei Seite legte und sein Bambusrohr sich aus dem Winkel hervorholte. „Ich habe ein Stillet. Ich hab' es mir gekauft, seitdem dieser Mensch hier grassirt; eigens für ihn. (Und damit man seinen Worten auch Glauben schenke, zog er die

haben wir einige Musterchen zum Besten gegeben — wollen wir hier aus dem Spiele lassen. Wenn wir aber die Fäden für Frankreich beziehentlich für Paris auf Deutschland übertragen wollen, so hätte Deutschland das Recht gehabt, mindestens fünf hundert Delegirte zu schicken, und Berlin allein mindestens vierhundert! Und nun denke man sich einen internationalen Arbeiterkongress in Deutschland, zu dem Berlin über drei Viertel sämtlicher Delegirten gestellt hätte! Thatsächlich war dies das Verhältnis auf dem sogenannten Possibilisten-Kongress (nur daß man statt Berlin Paris setzen muß). Daß die Herren Possibilisten die Mandate des internationalen Arbeiterkongresses zu prüfen verlangten, würde unter solchen Umständen als schlechter Witz aufgeführt werden können, wenn die Forderung nicht gar zu — bescheiden gewesen wäre.

Ueber die Verhaftung des Bergarbeiters Diekmann, des Theilnehmers am „Internationalen Arbeiterkongress zu Paris“ schreibt man uns aus Gelsenkirchen: D. wurde sofort nach seiner Ankunft nach Bochum geführt und über seine Äußerungen in den Bergarbeiter-Versammlungen während des Streits verhört. Er wurde in Haft gehalten, weil, wie der Untersuchungsrichter ihm eröffnete, der dringende Verdacht gegen ihn vorliege, daß er durch Flucht ins Ausland der Verfolgung sich entziehen wolle, da er ja doch im Inlande keine Arbeit mehr bekäme. (!) Ferner wurde von ihm Auskunft über den Pariser Kongress verlangt; er verweigerte sie jedoch. Er erklärte nur, daß er aus freien Stücken nach Paris gereist sei; gewöhnt hätte er aus dem einfachen Grunde nicht werden können, weil die Behörde doch jede Bergarbeiterversammlung mit der Tagesordnung: Verhinderung des Kongresses verboten haben würde. Gegen seine Verhaftung legte D. sofort Beschwerde beim Landgericht in Essen ein, das am Dienstag seine schleunige Freilassung telegraphisch verfügte. Mittags um 2 Uhr wurde D. entlassen. Während seiner Haft war in seiner Wohnung eine Hausdurchsuchung vorgenommen worden, die einige sozialdemokratische Schriften zu Tage förderte, Belastendes aber nicht ergab. Ueber D. soll Briefsperrung verhängt sein. — Durch den Streik auf Zeche Dahlbusch sind fünfzehn Familienväter gemahregelt, die sich mit ihren Angehörigen in der bittersten Noth befinden. Dieser Hinweis mag genügen.

Aus Dortmund, 4. Juli, schreibt man uns: Der größte Festzug, den Dortmund je gesehen, durchzog heute Mittag die Stadt. Es waren die Vergleute, die ihr Verbandfest feierten. Nachdem am königlichen Oberbergamtsgelände Aufstellung genommen, bewegte sich der imposante Zug durch die Hauptstraßen nach dem Friedhof. Als man an der Wohnung des alten Freiheitskämpfers und Volksmannes C. W. Tölde vorbeizog, wurde ihm durch Hochrufe und Senken der Fahnen eine lebendige Begrüßung dargebracht. Der Alte im Silberhaar sah lebhaft bewegt die Arbeiterbataillone vorbei marschieren. Im Zuge waren an 50 Vereine mit 17 Musikchören und 15 bis 2000 Vergleuten. Am Festplatz angekommen wurde von Bente und Schröder zur Einigkeit ermahnt und jedem an's Herz gelegt, dem Bergmannstand, der Koartgarde der Arbeiter, alle Ehre zu machen. Ueber 200 Sängere unter Leitung des Herrn Joh. Jakob verschönerten das Fest durch ihre Vorträge. Das Fest wird viel zur Einigung der Vergleute beitragen. Auch wurden Stimmen laut, Schröder müsse als Festtagskandidat aufgestellt werden. Geheimpolizei war wie immer stark vertreten.

Aus Jagen, 4. August, wird uns geschrieben: Der Bergarbeiterstreik im Buzarewitzer fand gestern ein kleines Aufheben vor dem hiesigen Schöffengericht. 15 Arbeiter waren beschuldigt, einen anderen Arbeiter durch Anwendung körperlichen Zwanges und durch Drohungen zu bestimmen versucht zu haben, an Verabredungen behufs Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen Theil zu nehmen, sowie denselben mit Steinen geworfen zu haben. Jeder der Angeklagten erhielt 8 Tage Gefängnis.

Aus Köln, 4. August, meldet uns ein Privattelegramm: Heute tagte hier im großen Gürzenichsaale eine imposante Volksversammlung, die von 6000 Personen besucht war. Der Vorsitzender Dr. Ruedt hielt eine zündende Rede über die „Fittiche Berechtigung der Bruno-Feier“. Die Versammlung war ein glänzender Triumph über den Fanatismus der Ultramontanen.

Frankreich.

Von den am Sonntag stattgehabten 178 Stichwahlen für die Generalräthe sind bis jetzt 154 Resultate bekannt und sind danach 113 Republikaner und 41 Konservative gemählt. Die Republikaner haben dabei 13 Sitze an die Konser-

ativen Gegenstand des Gespöttes zu machen, zumal vor Herren jungen Leute zu Besuch, so animirte sie die Lamea die Kur zu schneiden, und es amüsierte sie ungemein, wenn sie sah, wie Lamea die ihr dargebrachten Pulverungen so aufnahm, als wären sie ernsthaft gemeint, wie Lamea sich darüber freute, wenn man sie wie ein Fräulein behandelte, und auf Vätern irgend Jemand sie zum Tanz einlud, oder wenn ein tölpelhafter Anbieter ihr einen Strauß voll salonsfähiger Blumen überreichte und ihr dann irgend eine Ausrufung entlockte, über welche die ganze Gesellschaft in Lachen ausbrach. O wie hell klang aus diesem schallenden Gelächter jedes Mal Athaliens sonore Stimme heraus! Frau Sophie nimmt Lamea gegenüber einen viel ernstern Standpunkt ein. Sie jankt sie beständig aus, was das Mädchen thut, wird von ihr getadelt und getadelnder sind in der Regel ungeschickt, und je mehr sie sich in der Unfähigkeit zeigen, um so öfter begeht sie eine Unvorsichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Schaffhaus. Das „Siebenbürgische deutsche Tageblatt“ vom Freitag, den 12. d. M., ist im Steinbruch von Schaffhaus am werthvolleren Schatz ausgefunden worden. Der Fund bestand aus drei Knochen und drei Gebeinen stießen auf mehrere gelbe Schmelzstücke, gelbe Erzstücke, weiter auf zwei schwarze scheinbare Eisenstücke. Die Figuren trugen nach Klausenburg brachte, ihn hier vom Goldarbeiter Johann Schaffhaus, den Kusos der Alterthümerammlung im Schaffhausischen Museums, von dem Funde verständigte. Die Fundstücke ergaben sich als Gold, die vermeintlichen Eisenstücke als Silber. Dr. Fiala erstand den Fund für das Schaffhausische Museum. Nach einigen Tagen stieß man auf einen neuen Schatz, der offenbar zum vorigen gehörte und auch für das Museum erworben wurde. Der ganze Fund

vationen verloren. Laguerre wurde in Carohelle gegen den Senator Barbedette gemählt.

Der bekannte Schriftsteller und Revolutionär Felix Pyat ist gestorben.

Dem „Journal des Debats“ zufolge beschloß der Präsident des Senats, den obersten Gerichtshof zum 8. August einzuberufen.

Der Deputirte Laguerre erhielt eine Vorladung von dem Untersuchungsrichter wegen der Entwendung von Aktenstücken des Senatsgerichtshofes.

Die feierliche Beisetzung der Gebeine Carnot's, Marceau's, Latour d'Auvergne's und Baudin's im Pantheon hat am Sonntag Vormittag stattgefunden. Der Präsident der Republik, die Minister und die Spitzen der Behörden wohnten der Feier bei. Der Ministerpräsident Tirard erinnerte in seiner Ansprache an die militärischen und bürgerlichen Tugenden der geehrten Todten, wies auf die Nacht vom 4. August 1789 hin, und gab der Hoffnung auf Wiederausöhnung aller Franzosen Ausdruck. Nachdem sodann die Truppen vor dem gemeinsamen Katafalck beiläufig gehalten, wurden die Särge in das Gewölbe hinabgelassen. In der Umgebung des Pantheons hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, welche den Präsidenten Carnot mit lebhaften Zurufen: „Es lebe Carnot! Es lebe die Republik!“ begrüßte.

Belgien.

Die Kammergesitzung hat auf's Neue Klar gestellt, welche abschaltliche Mißbräuche in der belgischen Industrie bei der Verwerthung der Kinderarbeit herrschen. Kinder von 5 und 6 Jahren ab müssen in den Streichholzfabriken 12 und 14 Stunden arbeiten; in den Ziegeleien dauert die Arbeitszeit der jüngsten Kinder von 4 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends; in den Glaswerken wird den Kindern eine zwölfstündige Tag- oder Nachtarbeit gegen 60 Pf. Tagelohn aufgebürdet, ja es giebt Fabriken, in denen Kinder eine 24stündige Arbeitszeit durchzumachen haben. Und Angesichts derartiger Mißbräuche wollte die Kammerlinks, die fast nur aus doctrinären Liberalen besteht, die Nichtberathung des Gesetzes über die Frauen- und Kinderarbeit erzwingen. Obwohl seit Jahren die ganze belgische Presse über diese Fragen verhandelt und zahllose Vorträge dieselben erörtert haben, erklärten die liberalen Volksvertreter, diese Fragen seien noch nicht spruchreif genug, um die ganze Industrie umzuwälzen. Der Finanzminister betonte dem gegenüber die soziale Pflicht, das Gesetz unter allen Umständen fertig zu stellen und die Kammermehrheit lehnte nicht nur das Ansuchen der Liberalen ab, sondern beschloß auch, fortan bis Ende August täglich vier Stunden zu tagen. Das Ministerium hat den Anträgen des Kammerausschusses zugestimmt und so wird das Gesetz zu Stande kommen. Ist auch die Arbeiterpartei von diesem Gesetze, welches die Arbeiterforderungen nur im geringen Maße erfüllt, als ganz unzureichend wenig erbaut, so ist es doch als erster Anfang einer Besserung dieser Zustände beifällig zu begrüßen. Die Haltung der doctrinären Liberalen ist politisch ein schwerer Fehler; sie entfremdet ihnen die Sympathie weiter Kreise. Diese Partei glaubt noch immer, daß mit ihrem Kampfe gegen den Merkantilismus und gegen das Priestertum allem genügt sei. Das ist ein großer Irrthum; diese Partei hat nur dann Anspruch auf Christenberechtigung, wenn sie mit der Zeit mitgeht und ihre Pflichten gegen alle Kreise der Nation erfüllt. Ihr jetziges Auftreten gefäht zwar den Großindustriellen, ist aber doppelt tadelnswürdig, da es die Merkantilisten mit dem Nimbus, als ob sie die alleinigen Arbeiterfreunde sind, umgiebt.

Holland.

Haag, 3. August. Nach hier eingegangenen amtlichen Nachrichten haben die Chinesen am 25. Juli einen Artillerieangriff auf die Festung Kollapobama unternommen. Die Garnison der Festung wies den Angriff zurück, verfolgte den Feind am 26. Juli, demontirte ein Geschütz und nahm die Festung Tjabe Redivorecau im Sturm, wobei 30 Mann den Tod fanden. Die Holländer verloren an Todten 3 Offiziere und 18 Mann, an Verwundeten 4 Offiziere und 87 Mann.

Balkanländer.

Nach einer Meldung des „Neuer'schen Bureau“ aus Athen soll bei Kanea auf der Insel Kreta ein scharfes Gefecht stattgefunden haben, nach welchem sich die Aufständischen zurückgezogen hätten.

Riza Pascha ist in Kreta eingetroffen und hat die türkischen Truppen angewiesen, sich in die Forts zurückzuziehen, um jeden Zusammenstoß mit den Bewohnern zu verhüten.

Afrika.

Nach einer Meldung des „Neuer'schen Bureau“ aus Tosti vom 3. d. M. verließ General Grenfell um 5 Uhr Morgens Tosti mit seiner ganzen Kavallerie und den Kameelreitern und rüdt gegen das Lager der Derrwische vor, welche sich vor seinem Feuer zurückzogen. Es gelang Grenfell die gesammte Armee der Derrwische auf ein etwa vier englische Meilen von Tosti entferntes Terrain zu bringen, wo ein allgemeiner Kampf

besteht nun aus folgenden Gegenständen: Zwei ganz schwarz gemordene Silbertrüge, an den Seiten mit Reliefsarbeiten. Beide Krüge vollkommen gleich, die Reliefs einen Faun und eine Bacchantin in vier verschiedenen Tanzpositionen darstellend. Ein massives goldenes Armband. Einen Theil einer tranzförmigen Goldplatte. Ein größeres und ein kleineres emailirtes Goldbästel. Eine goldene Fibula, darauf ein Goldkreuz. Fünf Stück hängende Quasten, mit emailirten Enden. Einen massiven Siegelring, am Kopfe unter einem Kreuz den Namen OMHARVS. Außer dem Menschenknochen, ein Todtenlopf und Ueberbleibsel eines Holsfarges. Ueber den ganzen Fund hat sich Dr. Fiala folgendermaßen geäußert: „Der ganze Fund ist ein Grabfund, welcher jedenfalls aus der Zeit stammt, in welcher die Ostgothen nach Dacien bewohnten. Der Name „OMHARVS“ ist zwar historisch nicht bekannt, aber so viel ist gewiß, daß der gotische Fürst (dessen Grabeschmuck der gesunde Schatz bildet) ein Christ war und etwa 285 bis 325 n. Chr. lebte. Franz Pulszky, der Direktor des Pesther Nationalmuseums, hat an Dr. Fiala die Aufforderung gerichtet, der ganze Fund möge Anfangs August in Pest, wo zu dieser Zeit auch die an der Eröffnung des neuen Wiener Museums theilnehmenden ausländischen Gelehrten weilen werden, aufgestellt werden.“

Ein interessantes Resultat haben die neuesten Vermessungen der Ströme Brasiliens ergeben. Es hat sich herausgestellt, daß es dort Wasserfälle giebt, von denen einige den Niagarafall an Höhe übertreffen; zunächst die sogenannten „Sieben Wasserfälle“ — Sete Quedas — des Barana. Auf einer Entfernung von 100 m beträgt die Breite des Flußbettes 1500 m, die durchschnittliche Tiefe 12 m und die Strömungsgeschwindigkeit 1 m pro Sekunde; plötzlich verengt sich das Flußbett, und die Wassermenge, durch eine enge Schlucht von 70 m zusammengebrängt, flüht unter einem Winkel von 50 Grad 17 m tief hinab. Die Wassermenge, die in einer Sekunde herabstürzt, beträgt nicht weniger als 18 000 cbm. Der Wasserstand, welchen die Gewässer in ihrem Anprallen gegen die Wände der Granitspalte und gegen die aus dem Strombett emporgelagerten Felsen erzeugen, bildet Dampfäulen, die auf viele Meilen hin sichtbar sind. Das Getöse des Wassersturzes ist 38 km weit noch vernehmbar. Wenn die herunterstürzende Wassermenge der Sete Quedas der des Niagarafalls mindestens gleichkommt, so wird er in seiner Höhe durch den Wasserfall von Sipotuba um das Doppelte übertroffen. Derselbe befindet sich im Strome gleichen Namens, einem Zuflusse des Paraganay und stürzt 132 m in senkrechter Linie hinab. Außer den Wasser-

fällen von Balto-Augusta, Itapura und Itu im Fluß Tiete in der Provinz St. Paulo sind noch die majestätischen Wasserfälle von Paulo Affaolo im San Franciscostrom zu nennen. Es sind 7 Wasserfälle, von denen 3 mitten im Strom und die 4 anderen zwischen schroffen Felseneinsparungen rastlos einher toben. Die größte Höhe beträgt 80 m. Von wunderbarer Wirkung sind die beiden Wasserfälle Anquinho und Don Amoras. Weiter unter diesen die berühmte Höhle Furnados Morcegos, zu welcher man auf steilen Klippen hinabgelangt. Die eigentliche Höhle ist 48 m lang, hat eine Höhe von 88 m und kann etwa 2000 Menschen aufnehmen.

Ein interessantes Verhät, den Herr Dr. Max Müller, Professor an der Braunshweiger technischen Hochschule, machte, hatte einen überraschenden Erfolg. Wie schon gemeldet, sind in der neuentdeckten oberen Derrmannshöhle bei Nibeland zahlreiche Ueberreste des Höhlenbären gefunden worden, welche theils frei lagen, theils aber auch in Lehm eingebettet waren. Während nun die auf dem Boden der Höhle gesammelten Knochenreste so mühe find, daß man sie zwischen den Fingern zerbrüchen kann, erweisen sich die dem Lehm entnommenen Reste als sehr fest. Herr Müller suchte nun festzustellen, ob noch Leim in diesen vom Lehm befreiten Höhlenbärenknochen nachzuweisen sei. Man war geneigt, dies zu bezweifeln, weil man annahm, daß die in der Höhle herrschende Feuchtigkeit in den sechs Jahrtausenden, welche die Reste überdauert haben, jede Spur von Leim aufgelöst haben würde, wie denn auch die Knochen, welche frei herumlagen, völlig leimfrei waren. Der Zweifel erwies sich jedoch als unberechtigt. Herr Professor Müller fand vielmehr in dem dem Lehm entnommenen Knochen so viel Leim, wie in den Knochen von heute. Auch erwies sich der Leim ebenso bindetragend, wie der aus frischen Knochen hergestellte. Ein „aus dem Leime“ gegangener Stuhl hat es sich gefallen lassen müssen, mit wahrhaftigem Höhlenbärenleim wieder zusammengefügt zu werden. In der heraufraglichen technischen Hochschule wird eine Probe jenes aus sechs- bis achttausendjährigen Knochen hergestellten Bindemittels aufbewahrt.

Ueber 1000 fahrende Fräuleins haben anlässlich des Turnfestes in München ihren Einzug gehalten. Auch ein „Sittensbild“.

Soziale Uebersicht.

Seherstreik in New-York. Aus New-York, 23. Juli, wird der „Frankf. Zig.“ berichtet: In den Seheräumen von vier der bedeutendsten hiesigen Morgenzeitungen, „Gerald“, „World“, „Times“ und „Sun“, brach gestern ein allgemeiner Seherstreik aus, der indessen noch am selben Tage auf gutlichem Wege wieder beigelegt wurde. Hervorgehoben war der Ausstand durch ein Plakat, das die vier genannten Zeitungen des Morgens früh in ihren Offizinen hatten anschlagen lassen, und welches unter anderen neuen Lohnbestimmungen auch die enthielt, daß den auf Zeit angestellten Sehern vier Dollars pro Tag gezahlt werden sollten. Das Erkaunen der Seher über diese Ankündigung war leicht begreiflich, weil ihnen vorher keine darauf bezügliche Notiz zugegangen war und die betreffenden Bestimmungen sofort in Kraft treten sollten. In den vier Offizinen wurde von den Sehern festgestellt, daß die Reduktion etwa 10 Prozent des bisherigen Lohnsatzes betrage, wenn man Alles in Betracht ziehe und der unter dem treffenden Namen „Sped“ bekannte Satz in Wegfall komme. Es wurde infolge dessen sofort der Präsident der „Typographical Union Nr. 6“, W. C. Bofely, von der Lohnreduktion benachrichtigt. Dieser rief unverweilt das Streik-Komitee der Union zusammen, welches nach kurzen Verhandlungen, welchen je ein Vertrauensmann der Seher in den betreffenden Zeitungen beizuhilfen, einen Streik in der „Sun“, der „World“, der „Times“ und dem „Gerald“ anordnete. Die betreffenden Vertrauensmänner wurden angewiesen, denselben sofort zu verläßeln. Während noch die Verhandlungen stattfanden, wurde jedoch im Seherraum des „Gerald“ das Plakat, welches die Lohnreduktion ankündigte, von dem Geschäftsführer Henderson plötzlich wieder abgenommen und in Stücke zerissen, was seitens der Seher mit einem stürmischen Durrah begrüßt wurde. Warum er seine eigene Ordre annullirte, darüber wollte Herr Henderson zwar keine Auskunft geben, doch wurde von anderer Seite ermittelt, daß Herr Gordon Bernet, der sich zur Zeit in Europa befindet, auf Befragen, ob man die mit anderen Zeitungen geplante Reduktion auch in Kraft treten lassen solle, hieher per Kabel die Antwort gefandt hatte: „Zerreißen Sie die Plakate.“ Damit war der Streik dort überflüssig geworden. Bei den drei anderen genannten Zeitungen ging es nicht so ruhig ab, denn kaum waren die Vertrauensmänner um 7 Uhr Abends daselbst eingetroffen und hatten die Streikordre verlesen, als sämtliche Seher die in Händen befindliche Arbeit niederlegten, die Lampen ausdrehen und gemeinsam die betreffenden Räumlichkeiten verließen. Die Ausständigen versammelten sich auf den Trottoirs vor den betreffenden Zeitungen und bewachten alle Eingänge zu den Gebäuden, um sich zu vergewissern, ob und wie viele nicht zur Union gehörige Seher die leer gewordenen Plätze einnehmen würden. Der Geschäftsführer der „Sun“ schien sich bei Zeiten nach Erfah für die Ausständigen umgesehen zu haben, denn schon 20 Minuten nach 8 Uhr kam derselbe mit einem Trupp von etwa 20 Sehern anmarschirt und um 10 Uhr Abends hieß es im Geschäftslocale der „Sun“, daß man genug Seher an der Hand habe, das Blatt zur üblichen Zeit fertig stellen zu können. — Anders bei der „World“. Dort traten der Chefredakteur des Blattes, Col. Codrill, sowie einige Mitglieder

des Redaktionsstabes und mehrere Berichterstatter, welche das Schriftliche mehr oder minder verstehen, in die Presse und Kollege Coderill führte persönlich das Kommando im Sekretariat. Gegen 10 Uhr Abends waren dort achtzehn Personen beschäftigt und verrichteten schweigend die ungewohnte Arbeit. Ein kleiner Seherjunge spielte den neuen Sehern, die bei der ungewohnten Arbeit gerade keine große Schnelligkeit entwickelten, einen bösen Streich, indem er eine ganze Spalte mühsam fertig gestellten Satzes wie von ungefähr zusammenwarf, worauf er dann schnell entlassen wurde. — In dem Sekretariat der „Times“ herrschte noch um zehn Uhr Abends tiefe Stille, denn nicht ein einziger Jünger von der schwarzen Kunst war dort eingetroffen. Im Redaktionszimmer häuften sich die „Copy“ in bedenklicher Weise an. Während dieser Vorgänge hatte sich das Streikkomitee der Union wieder im Hauptquartier zusammengefunden und hielt eine Sitzung ab, an welcher sich die Geschäftsführer der „Sun“, „Times“ und „World“ beteiligten. Die Sitzung war eine geheime, doch kaum war dieselbe geschlossen, so hieß es, der Streik sei vorläufig beigelegt worden und mittlerweile sollten Konferenzen zwischen den Sehern und Repräsentanten der drei genannten Zeitungen stattfinden, um womöglich eine befriedigende Lösung der Streikfrage herbeizuführen. Diese Nachricht wurde von harrenden Boten den vor den genannten Zeitungen wartenden Sehern mitgeteilt, mit Blitzschnelle ging sie von Mund zu Mund und ein donnerndes Hurrah erklang durch die Luft. Die neu angeworbenen Seher der „Sun“ mühten ihre Plätze aufgeben; Col. Coderill verließ mit seinem Stabe den Sekretariat der „World“, bald brannten wieder in denjenigen der „Times“ alle Lichter und die hegreichen Seher gingen an die Arbeit.

Der Kongress der Weiskerker zu Arnstadt ist verboten worden. Derselbe findet in Altenburg statt.

Versammlungen.

Berliner Arbeitervereine. In der am 29. Juli in Robert's Salon, Weinstr. 11, abgehaltenen Versammlung des Berliner Arbeitervereins referierte Herr Thierbach über: „Innung und Fachverein.“ Redner wies zunächst auf den Zweck der Innungen hin. Die Innungen sind von jeher

weiter nichts gewesen, als ein Hemmschuh in der wirtschaftlichen Produktion; Elemente, welche jede freie Arbeiterbewegung erstickten. Es ist falsch, wenn von anderer Seite behauptet wird, die heutigen Arbeitseinstellungen seien ein Produkt der neueren Zeit. Redner wies nach, daß schon im 15. bis 16. Jahrhundert in verschiedenen deutschen Städten bei verschiedenen Gewerken große Arbeitseinstellungen stattgefunden haben. Zu jener Zeit, als noch das Kleingewerbe mehr vertreten war, war es allgemein Sitte, daß die Gesellen als einen Teil ihres Verdienstes vom Meister Beförderung erhielten. Schlechte, theilweise unzureichende Kost war zum großen Theil die Ursache obiger Arbeitseinstellungen ganzer Gewerke. Die heutigen Arbeitseinstellungen sind identisch mit jenen, auch heute handelt es sich um die Erzielung günstigerer Bedingungen, um den Anforderungen zu genügen, welche das Leben stellt. Das alte Sprichwort: „Handwerk hat goldenen Boden“ hat stets nur für die Meister gegolten, niemals für die Arbeiter, und von einem guten Einvernehmen zwischen den Arbeitern und den heutigen Innungen kann nicht die Rede sein, da dieselben jede freie Arbeiterentwicklung illusorisch machen. Die Innungen verlangen Regelung des Lehrlingswesens. Von wem wird das Lehrlingswesen mehr ausgebeutet, als von der Innung? Ferner Einführung von Arbeitsbüchern, um unliebbare Arbeiter zu kennzeichnen. Erbringung eines Befähigungsnachweises; nun die heutigen Meister sind selbst nicht in der Lage, einen Befähigungsnachweis zu erbringen, da die meisten von ihnen nicht durch Verständnis, sondern durch Geld sich dazu emporgeschwungen haben. Im Uebrigen werden die Innungen trotz ihrer mannigfachen Bestrebungen die Gewerbefreiheit nicht aufheben; denn dem großen Kapital und der heutigen Technik gegenüber sind sie machtlos und der Staat würde sich in sein eigenes Fleisch schneiden, würde er die Prinzipien der Innungen auf dem Wege der Gesetzgebung zur Durchführung bringen. Die Aufgabe des Arbeiters, des Volkes muß es sein, mit aller Macht Protest dagegen einzulegen, sich in Fachvereinen zu organisieren, das Solidaritätsgefühl und die Kollegialität zu pflegen. Vor allen Dingen ist es die Regelung der Arbeitszeit; hier muß Abhilfe geschaffen werden, wenn man bedenkt, daß 500 000 Bagabonden draußen auf der Landstraße liegen, denen es infolge der schlechten Erwerbsverhältnisse nicht möglich ist, Arbeit zu erhalten. Ein Maximalarbeitstag muß geschaffen werden. Von Seiten der gesetzgebenden Körperschaften ist hierin noch nichts geschehen. Durch die Theil- und Alfordarbeit sowie

moderne Technik hat die Leistungsfähigkeit ihren höchsten Grad erreicht. Durch die Verkürzung der Arbeitszeit werden jene Bagabonden der Arbeit wieder zugeführt werden. Ein Staat kann nur bestehen, wenn jeder seinen Pflichten genügen kann; wird aber in diesem Punkte keine Abhilfe geschafft, so muß unbedingt ein Zerlegungsprozess stattfinden. Es ist also eine Hauptaufgabe der Fachvereine der Arbeiter, soviel wie möglich dahin zu wirken, die Gleichgültigkeit zu beseitigen und selbstständig und thätig einzugreifen. Die Arbeiter sind diejenigen, die Staat und Gesellschaft aufrecht erhalten, die alles schaffen, darum ist es Sache derjenigen, die sich dessen bewußt sind, die noch trüger Kollegen aufzurütteln, die Massen zur Erkenntnis zu bringen und so zum Siege zu gelangen. Gelehrter Arbeiter belohnte den Redner für seine Ausführungen. In der hieran anschließenden Diskussion führte Herr Thierbach aus, daß die Innungen völlig machtlos sind gegenüber dem Großkapital und der modernen Technik. Der kleine Meister ist konkurrenzunfähig mit dem Großkapital und vermöge der modernen Technik ist der Arbeiter heute leicht anzulernen. Es sprach noch mehrere Redner; sie alle schlossen sich den Ausführungen des Referenten voll und ganz an. Zum Schluß gelangte folgende Resolution einstimmig zur Annahme: „Die heute in Robert's Salon tagende Versammlung des Berliner Arbeitervereins erklärt sich mit dem Referat des Herrn Thierbach voll und ganz einverstanden und verpflichtet sich, die Grundprinzipien desselben in ihrem Verband zur Durchführung zu bringen.“

Der Wahlverein für den 5. Berliner Reichstagswahlkreis hielt am Mittwoch, den 31. Juli, im Viktoria-Restaurant, Münzstr. 11, eine Versammlung ab. Nach Besprechung und Genehmigung des Protokolls der vorhergehenden Versammlung, hielt Herr Julius Türk einen Vortrag über: „Die wirtschaftliche Umwälzung der französischen Revolution“, welcher sehr beifällig aufgenommen wurde. Die Besprechung an der Diskussion war lebhaft. Nachdem Verschiedenes einige Fragen erörtert waren, wurde die gütigst besuchte Versammlung mit der Aufforderung geschlossen, bei dem am 11. August stattfindenden Ausflug nach Friedrichsfelde sich recht regen zu beteiligen. Abfahrt vom Alexanderplatz 1 Uhr 38 Minuten nach dem Schleifischen Bahnhof 1 Uhr 42 Minuten nach dem Hauptbahnhof. Treffpunkt Friedrichsfelde: Kaiser Wilhelm Restaurant am Dampf.

Theater.

Dienstag, den 6. August.
Kroll's Theater. Die Mühle im Wisperthal.
Adolph Grun-Oper. Die junge Garde.
Schaubühne-Theater. König Heinrich.
Friedrich-Wilhelms-Theater. Die Kinder des Kapitan Grant.
Oper-Theater. Königin Margot, oder: Die Augenrollen.

Vasage 1 Kr. 9 M. — 10 A. Kaiser-Panorama.
 In dieser Woche:
Paris' Weltausstellung. Zum ersten Male: Der Einzug König Humberts in Berlin. Im Ausstellungspark: Erster Ugel: Paris' Weltausstellung.
 Eine Reise 20 Pf., Kind nur 10 Pf. Abonn. 8 Reisen 1 M.

Dem Verein der Klavierarbeiter für die freundliche Unterstützung meinen herzlichsten Dank.
 Wittwe Piemer.

Große öffentliche Versammlung des Vereins der Klempner Berlins und Umgegend
 Mittwoch, den 7. August, Abends 8 Uhr, in Lehmanns Salon, Schwedterstraße 23.
 Tagesordnung:
 1. Vortrag des Herrn Dr. Cristeller: Ueber die erste Hilfe bei Unglücksfällen. 2. Diskussion. 3. Einschreibung neuer Mitglieder. 4. Verschiedenes. Um zahlreiches Erscheinen bitten.
 Der Vorstand.

Bestenfalls empfiehlt Karle, Bauhüttenplatz 1, Ecke Waldemarstr.

Durch die Expedition, Zimmerstraße 44, zu beziehen:

Die Darwin'sche Theorie. Von Dr. Eduard Aveling. Broschirt M. 1,50. Geb. M. 2,—.

Karl Marx' Oekonomische Lehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von Carl Bantky. Brosch. M. 1,50. Geb. M. 2,—.

Weltschöpfung und Weltuntergang. Die Entwicklung von Himmel und Erde vom Standpunkt der Naturwissenschaften dargestellt von Oswald Zähler. Brosch. M. 2,—. Geb. M. 1,50.

Die ländliche Arbeiterfrage. Nach dem Russischen des Babinkow. Brosch. M. 1,—. Geb. M. 1,50.

Thomas More und seine Utopie. Mit einer historischen Einleitung von Carl Bantky. Brosch. M. 2,—. Geb. 2,50.

Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien. Von August Sebel. Brosch. M. 2,—. Geb. M. 2,50.

Das moderne Elend und die moderne Uebersättigung. Zur Erkenntnis unserer sozialen Entwicklung. Von Max Schippel. Brosch. M. 1,50. Geb. M. 2,—.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. Von Max Schippel. Erschienen Heft 1 bis 5. Heft 1: Ein sozialistischer Roman. Heft 2: Der Ruhm der Gewerkschaften. Heft 3: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. Heft 4: Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. Heft 5: Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung von Olyp. Zeitun-Paris 7. a. Heft 15 und 20 Pf.

Die Arbeiterinnen-Bewegung Berlins. Von J. Berger. a Heft 30 Pf.

Ferdinand Lassalle, eine Gedächtnisrede zu seinem 25 jährigen Todestag. Von Max Sebel. a 50 Pf.

Arbeiter-Notizkalender. Kleine Ausgabe a Exemplar 50 Pf.

Die Klassengegensätze von 1789. Von Carl Bantky. a Exemplar 50 Pf.

Die Sonntags-Arbeit. Von August Sebel. Brosch. M. 1,—.

Hybil. Roman von Dierack, übersetzt von Natalis Liebknecht.

Die Bitter der Arbeit. Nach dem Amerikanischen des Fox von Natalis Liebknecht.

Die französische Revolution. Von Wilhelm Flos. Gebunden in Prachtband. a Exemplar M. 5,50. Broschirt in Heften a 20 Pf.

Einbanddecken zu Robert Blum a Exemplar 35 Pf.

Schweizer-Garten
 Am Königsthor.
 Heute, Dienstag:
 Großes Fronten- u. Kriegsjenerwert der Herren A. u. G. Massow, Bonander u. Hornig. Zum Schluss: Die Schlacht bei Wörth mit der Apotheose: Der Sieger von Wörth. Voro-technisches Kriegsschauspiel von ca. 160 Personen.
 Theater- u. Spezialitäten-Vorst. Volksbelustig. aller Art. Bis 2 Uhr Gall. Entree 50 Pf.
 Billets a 40 Pf. in den Handlungen. Alles Nähere die Anschlagssäulen.

Grosse Versammlung des Vereins gewerbl. Hilfsarbeiter Berlins u. Umg.
 im Saale des Herrn Uebel (Renz' Salon), Naunynstr. 27.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag des Herrn Pirch über: „Internationale Arbeiterschutzesetzgebung“. 2. Diskussion. 3. Vereinsangelegenheiten. 4. Verschiedenes. — Das Erscheinen jedes Mitgliedes ist Pflicht. Jeder Arbeiter ist als Gast willkommen.
 [981] Der Vorstand.

Große öffentliche Versammlung der Buchbinder und verw. Berufsgenossen
 am Mittwoch, den 7. August, Abends 8½ Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.
 Tages-Ordnung:
 1. Bericht der Kommission. 2. Die neunstündige Arbeitszeit. 3. Die Organisationsfrage.
 [986]

Große öffentliche Versammlung aller in der Hausindustrie beschäftigter Arbeiter, als da sind: Schneider, Schuhmacher, Tapezierer, Sattler, Buchbinder, Posamentierer u. s. w.
 am Donnerstag, d. 8. August, Abends 8½ Uhr, bei Jordan, Neue Grünstr. 28 1.
 Tages-Ordnung:
 1. Abrechnung der Kommission von den Sammlungen zur Bestreitung der Unkosten ihres Delegierten vom internationalen Kongress. 2. Berichterstattung vom internationalen Kongress zu Paris. Referent: Schneider Leonhardt Pfeiffer. 3. Diskussion und Verschiedenes. Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht.
 Der Einberufer.

800) Empfehle allen Freunden und Genossen meine **Glaserei und Bildereinrahmung.** Bilder-Verkauf von Lassalle und Hasenclever als Präbentendirektor d. Allg. Deutsch. Arbeiter-Vereins, Sebel, Liebknecht, Lassalle und Marx in Cabinet-Druck u. s. w. Bestellungen nach Auswärts brieflich.
 Carl Scholz, Brannstr. 28.

Empfehle mein Geschäft in **frischen Sophabezüge!**
 Kasse von 34—5 Meter spottbillig.
 Emil Lefèvre, Oranienstr. 158.

Cigarren-Fabrik empfiehlt **Franz Frank,** 883
 No. 2, Kösliner-Strasse No. 2.
 Mamsells auf Anabenanzüge verlangt [974] Stein, Oranienstr. 183. III. 977

Empfehle mein Geschäft in **frischen Glas und Rahmen.**
Robert Meyer
 Nr. 2 Mariannenstraße Nr. 2.

Möbel, Spiegel u. Polsterarbeiten.
 Gr. Lager, bill. Preise.
Emil Heyn
 eigen. Fabrik. Theilz. nach Uebernahme.

Cigarren und Tabak
W. Lindemann, Seimstr. 2.
 Warne Jeden, meiner Frau Pauline geb. Müller, auf meinen Namen etwas zu geben, da ich für nichts aufkomme.
 J. Horn, Buchbinder.

Lokales.

Die Arbeiter und die Religion. Prof. Adolf Wagner kommt mit seinen „Sozialpolitischen Glossen“, welche sich wochenlang in der „Kreuzzeitung“ bandwurmartig fortspannen, zu dem Schluß: Der Staat muß in die Güterverteilung eingreifen. Er führt sein Ergebnis so zusammen:

Nicht nur das Proletariat, auch der moderne Millionarismus ist wenigstens in den meisten Fällen, eine soziale Krankheit. Mit bloßer Hebung der Produktivkräfte der Volkswirtschaft, mit bloßer Steigerung des Produktionsvertrages — wenn man alsdann die Verteilung dieses Ertrages im wesentlichen wieder sich selbst überläßt — reicht man in der Sozialpolitik nicht mehr aus. Verhütung, daß diese Steigerung des Produktionsvertrages die Reichen immer noch reicher mache und von einer kleinen Anzahl besonders geschickter Speculanten bloß zu dem eigenen Genuß ausgebeutet werde, daß somit die Armen mindestens relativ noch immer abhängiger werden, mit anderen Worten staatlich eingreifen in den Verteilungsprozeß: das ist die eigentliche Hauptaufgabe der Sozialpolitik.

Das klingt ja sehr schön und muthig, und es giebt immer noch Leute, die kleine Handwerker, welche sich durch solche „gewissen“ Grundzüge für die Konserwativen einfangen lassen. Diesen Leuten fehlt zum ersten die politisch-geschichtliche Einsicht, daß solche Reformen nur von unten kommen können, zum andern aber sind sie so naiv, alles, was arbeitertfreundlich klingt, für bare Münze zu nehmen, selbst wenn Herr Wagner es schreibt und die „Kreuzzeitung“ es druckt. Nun, diesmal folgt der Selbstverrath in eklamantischer Form sogleich nach und wir wollen ihn annageln. Professor Wagner kommt nämlich alsdann auf den Zusammenhang der Unzufriedenheit mit dem Mangel an Religiosität, an Gottesglauben. Er schreibt:

Es ist mir immer als eine der unbegreiflichsten Kurzsichtigkeiten des Liberalismus vulgaris erschienen, diesen Zusammenhang zu verkennen, ihn nicht einmal zu fassen. Man braucht sich hier gar nicht auf den Standpunkt des Gläubigen, sondern bloß auf den des Psychologen zu stellen; man kann ganz unabhängig vom religiösen Sinn, ob das Verschwinden der religiösen Sinnes, des Glaubens an eine überfinnliche, höhere Welt richtig oder unrichtig sei: Das ist doch nur ein Thor erkennen, daß mit dem Siege der Irreligiosität in den Massen gerade in unserm, die ökonomische Ungleichheit notwendig bedingenden System der Vertheilungsordnung die äußerste soziale und ökonomische Unzufriedenheit unter den Massen sich mit förmlicher psychologischer Gesetzmäßigkeit verbreiten muß.

Den Zusammenhang bezeichnet Wagner mit diesen Worten völlig richtig: Das Nichtglauben an ein Jenseits und an eine gerechte Vergeltung daselbst sporn das Streben an, einen Zustand sozialer Gerechtigkeit im Diesseits herzustellen. Wagners Politik aber geht dahin, umgekehrt den Gottesglauben der Massen zu benußen, um diese Massen mit ihrer Lage zufrieden zu erhalten. Und zwar gelte diese Politik auch, wenn der Glaube an eine überfinnliche Welt unrichtig — und daher von den Gebildeten und Bessersituirten abgeworfen — ist. Diesem Gehändnis, das schon Prof. v. Treitschke in noch etwas brutaaler Form einmal abgelehnt hat, schließt sich sein Kollege Wagner, sonst keineswegs sein persönlicher Freund, in reiner Seele an. Die Leute, welche den Darwinismus in die volkswirtschaftliche Litteratur bringen, nennt er darob mit etwas anderen Worten: ehrlich und dumm. Nun, der umgekehrte Grundsatz ist allerdings wahrlich nicht ehrlich, aber sein Ausplaudern ist darum doch nicht klug; im Gegentheil hilft gerade diese Nebeligkeit, Herrn Wagner zu dem erst verribe der Konserwatoren zu machen.

Als Aggreirten Feldherrn der Bauunternehmer im Lohnkämpfe feiert ein Kapitalistenblatt Herrn Ditzes. Herr Ditzes wird bald jeder kennen. Wer warf denn den Hebeln und der Innung zu gleicher Zeit den Fehdehandschuh an? Herr Ditzes. Wer deckt in jeder Versammlung der Bauunternehmer den Reitel der rednerischen Unkosten? Herr Ditzes! Wer erschien in der Streifenden-Versammlung und sprach zu den verblüfften Gesellen: „Ihr Brot ist arbeiten, unter Brot ist arbeiten lassen“, um vor einer Antwort schleunig zu verschwinden? Wieder Herr Ditzes. Oder wer faßt in höchstem Maße an allen Berliner Bauustellen vorbei, mit Ditzeseile gemahrend, wie viel Maurer arbeiten, wann sie Mergens beginnen, ob Ueberstunden gemacht werden u. s. w.? Das vermag nur Herr Ditzes. Wer hat die Reden aus den Berliner Streit-Versammlungen und diejenigen vom Berliner Sozialistenkongreß bereits im authentischen Wortlaute verglichen und führt daraus den Nachweis, daß die Lohnbewegung ein Produkt der internationalen Sozialdemokratie ist? Herr Ditzes. Nun, wir wollen nicht weiter zurück-

greifen, sondern beim Tage bleiben: ein so seltener Mann, wie Herr Ditzes, liefert der Distaffion täglich neuen Stoff. In der letzten Versammlung der Bauunternehmer entsandte er sein echtes Geschloß gegen die Innung. Zuörderst behauptete er: Die Innung ist reaktionär. Man muß wissen, daß das ein bei Herrn Ditzes beliebter kluger Schachzug ist. Jetzt glaubt nämlich alle Welt, Herr Ditzes sei ein freisinniger Mann; wird er aber darob angegriffen, so — hat er's ja gar nicht gesagt. Sodann erklärte er: Die Innungsmeister arbeiten nicht für den Bedarf und verdienen an einem Bau mehr, als wir laufmännisch rechnenden Speculanten an vier Bauten. Seltsam war; doch ob Speculant oder Innungsmeister besser zu seinem Vortheile rechnet, mischen wir uns nicht in den häuslichen Streit! Mit der Innung war Ditzes nach der Erklärung: „Ich (Ditzes) lasse hiernach die Innung links liegen“ fertig und wandte sich flugs den Arbeitern zu, um diese noch grohartiger hinzutreten. Die beiden Hauptleistungen mögen genügen! Herr Ditzes rief: „Sie wollen die 8stündige Arbeitszeit, Sie haben ja schon die 8stündige — im Jahresdurchschnitt.“ Höchst geistvoll gewiß. Nach diesem Muster könnte man etwa auch sagen: „Wenn 10 Arbeiter des Herrn Ditzes je 4 Mark täglich verdienen, Herr Ditzes aber 48 Mark, was wollen die Arbeiter mehr? dann hat ja jeder von den 11 Personen täglich 8 M. — im Durchschnitt.“ Wohl ist hier ein Unterschied, den taschenspielerisch zu eskamotiren uns fern liegt: die Verschiedenheit der Individuen. Aber für den Arbeiter, der im Winter brotlos war und dafür im Sommer doppelt arbeiten soll; ist es ein schlechter — auch physiologisch schlechter Trost, daß er mit dem Arbeitslosen vom Winter dasselbe Individuum ist. Doch die andere Leistung? Der alte schöne Spruch muß wieder zu Ehren kommen: „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe.“ Die Tertianer bekommen zumellen die Aufgabe, in ihrem Aussage nachzuweisen, daß dieser Spruch unethisch ist. Und nun bringt Herr Ditzes ihn wieder „zu Ehren“! Man sieht, sein Ausspruch trifft zu, in einem etwas anderen Sinne freilich: Die Innung steht zwar weit „rechts“, aber Herr Ditzes läßt sie immer noch „links“ liegen. Denn offen auszusprechen, daß die Lohnabhängigkeit zugleich eine Gesinnungsabhängigkeit begründet, davor würde wohl selbst mancher Innungsmeister zurückweichen.

Von der Lokalkommission erhalten wir folgendes Schreiben: Die von einer öffentlichen Arbeiterversammlung zur Regelung der Lokalfrage gewählte Kommission sieht sich genöthigt, öffentlich gegen das Verhalten der meisten Fachvereins- sowie Krankenkassen-Vorstände in der Lokalfrage vorzugehen. Die Kommission hat festgestellt, welche Lokalbesitzer in Berlin ihre Säle zu Arbeiterversammlungen hergeben. Die Kommission hielt es für selbstverständlich, daß sich nun auch die Vorstände, Einberufer, Referenten u. s. w. von Vereinen und Versammlungen nur an solche von der Lokalkommission ermittelte Wirthe wenden würden. Leider müssen wir das Gegenheil konstatiren. Nach wie vor werden Versammlungen, Vergnügungen bei Leuten abgehalten, die ausdrücklich erklärten, daß sie ihr Lokal nicht zu sozialdemokratischen Versammlungen hergeben. Allerlei elende Ausreden werden erfunden, um diese, wir wollen einen sehr milden Ausdruck dafür gebrauchen, unkorrekte Haltung der Vorstände, Einberufer von Versammlungen zu bemänteln. Dieses Treiben entschieden zu bekämpfen, sind wir als Lokalkommission verpflichtet, diejenigen, welche Versammlungen und Vergnügungen abhalten, ohne von unseren Feststellungen Notiz zu nehmen, sollten doch bedenken, daß dadurch die ganze Agitation gegen die lokalverweigernden Wirthe illusorisch gemacht wird. Sie sollten doch einsehen, daß nicht die Lokalkommission, sondern die Arbeiter, durch Nichtbesuchen jener Lokale, welche uns verweigert werden, die Wirthe zwingen müssen, uns ihre Lokale zur Verfügung zu stellen. Die Lokalkommission kann doch, wenn man bedenkt, daß sie noch keine einzige Versammlung zur Berichterstattung genehmigt bekommen hat, weiter nichts machen, als feststellen, welcher Wirth sein Lokal giebt und welcher nicht. Sache der Arbeiterschaft ist es dann, sich darnach zu richten und dementsprechend zu handeln. Ferner müssen wir gegen die privaten Abmachungen einzelner Einberufer und Arrangeurs von Versammlungen und Vergnügungen mit den Wirthen protestiren. Wir müssen entschieden daran festhalten, daß in Betreff der Lokalfrage nur von uns mitgetheilte Thatsachen für kompetent gehalten werden. Wir werden in Zukunft dafür Sorge tragen, daß auch die Berliner Arbeiterpresse in diesem Sinne Stellung zu der Lokalfrage nimmt. Aus dem Vorhergeleiteten geht wohl für die Berliner Arbeiter klar hervor, welche Stellung sie uns gegenüber einzunehmen haben. Halten sie sich an unsere Vorschläge, sorgen sie dafür, als Mitglieder von Arbeiter- und Fachvereinen, Krankenkassen u., daß die Vorstände veranlaßt

werden, unter allen Umständen nur solche Wirthe zu berücksichtigen, welche ihr Lokal ohne „Wenn“ und „Aber“ uns zur Verfügung stellen, so können wir auf Erfolge rechnen. Thun sie dieses nicht, dann können wir weiter nichts, als erklären, die Lokalkommission steht ohne die genügende Unterstützung der Arbeiterschaft den Verhältnissen machtlos gegenüber und löst sich demzufolge auf.

Vorläufig richten wir an alle Beteiligten das dringende Ersuchen, unser Vorgehen in der Lokalfrage zu unterstützen, damit wir den Wirthen zeigen können, daß wir nicht mit uns spielen lassen. Die Lokalkommission.

In Bezug auf die unter der Spitzmarke „Modernes Sklaveneleben“ geschilderten Vorgänge, kann die „Berl. Ztg.“ jetzt folgende Paragrafen aus dem berichtigten Kontrakt veröffentlichen. Es heißt da:

§ 1. Herr Urbach engagirt Herrn Joseph Williams für seine Neger-Truppe und als Gehilfe bei öffentlichen Schaustellungen zu Produktionen in seinen heimathlichen Sitten und Gebräuchen gegen ein festes Salair von monatlich 40 Mark, sowie freie Station und Reise auf die Dauer vom Tage der Geschäfts-Eröffnung bis inkl. 5. November.

§ 2. Obiger Joseph Williams verpflichtet sich, alle Anordnungen des Herrn Urbach, sowie dessen Stellvertreter genau zu befolgen; Ungehorsam und nicht willige Befolgung hat sofortige Entlassung zur Folge.

§ 3. Das Geschäft resp. der Wagon darf ohne besonders eingeholte Erlaubniß, sei es bei Tag oder Nacht, nicht verlassen werden. Ein Zuspätkommen zur Vorstellung hat eine Geldstrafe von 1 Mark, ein Nichterscheinen oder Verbleiben in der Garderobe, ohne Wissen des Herrn Urbach, eine Strafe von 5 M. zur Folge.

§ 4. Der Genuß von geistigen Getränken vor, während oder nach der Vorstellung ist streng untersagt; sollte sich pp. Joseph Williams durch Genuß derartiger Getränke unfähig machen, seinen Verpflichtungen nachzukommen, so tritt eine Ordnungsstrafe von 5 M., im Wiederholungsfalle sofortige Entlassung ein. Die gleiche Strafe trifft denjenigen, der durch Einbringung solcher Getränke hierzu Gelegenheit bietet.

§ 5. Die aus der Küche verabfolgten Speisen und Getränke sind in dem dazu bestimmten Raum einzunehmen und gegen die verabreichende Person jede unzufriedene Aeußerung zu unterlassen. (Andernfalls Geldstrafe.)

§ 6. Ruhestörungen, Lärmen u., sei es vor, während oder nach der Vorstellung, wird mit 5 M. Strafe gebüßt.

§ 7. Joseph Williams leistet eine Kaution von 40 M., welche vom Salair zurückbehalten wird. . . . Dagegen verpflichtet sich Herr Urbach, auf's Beste (!) für den engagirten Joseph Williams zu sorgen, etwaige Bedürfnisse, insofern dieselben dringend sind, auf Rechnung desselben (!) zu bestreiten, die monatliche Abrechnung möglichst (!) streng einzubalten, sowie u. s. w.

Es ist nach alledem nur natürlich, wenn Williams am Monatsende noch Geld herauszahlen hatte. Etwas Stärkeres, als dieser Kontrakt — dessen Unterzeichnet durch einen förmlichen Polizeikommissar in Hannover mit Stempel als richtig bescheinigt wurde (!) — ist uns kaum vorgekommen. Das Weiter werden dem Herrn Urbach wohl die Gerichte sagen.

Zum Kapitel der Ferienkolonien macht die ultramontane Korrespondenz Rientemper einige immerhin beachtenswerthe Bemerkungen. Ihr Herausgeber schreibt: Zu den Schwärmern für Ferienkolonien gehöre ich nicht. Eine Verstärkung meiner Bedenken gegen diesen neumodischen Wohlthätigkeitsport finde ich in dem Triumphgelang eines liberalen Blattes über das „außerordentliche Glück“, welches das hiesige Komitee mit den neuen Ferienkolonien gehabt haben soll. Aus Prerow an der Ostsee, wohin man 60 Knaben geschickt hat, wird berichtet: „die Jungen schwelgen im Essen und Trinken; sie haben bis zu sieben Pfund an Körpergewicht zugenommen. Die Bauern nehmen die Knaben mit in's Heu und unter Gefang lehren sie auf den hochbeladenen Wagen in's Dorf zu rufen.“ Das läßt sich ja noch hören, wenngleich die Zunahme von sieben Pfund in höchstens drei Wochen mir nicht ganz geheuer vorkommt. Falls unter den Knechten und Mägden in Prerow eine gute Zucht herrscht, läßt sich gegen die Theilnahme der Jungen an den Deuarbeiten nichts einwenden. Aber nun fährt der Bericht fort: „Am Sonntag war Schützenfest und die Badegäste traktirten die Knaben mit Pfefferkuchen,

(Nachdruck verboten.)

Klatsch.

Skizze von Ernst Leuthold.

Dritte Nummer: Auftreten des Verwandlungskünstlers Klatsch in seinen großartigen Leistungen.

Die spanische Chansonette Pepita Loncini hatte den Anfang gemacht; die Geschwister Nell und Bob Smith in ihren unübertroffenen und unübertroffenen Leistungen auf dem Drahtseil hatten dann über den empfangenen Beifall mit dem üblichen Lächeln quittirt, und nun kam Nummer 3 des Programms heran: der Verwandlungskünstler!

Ich war mit einem nach der Kleinstadt verschlagenen Freunde, der sich in der Großstadt wieder einmal „geistig anregen“ wollte, auf dessen besonderen Wunsch in ein Spezialitäten-Theater gegangen. Der Freund hatte noch aus den Tagen seiner frühen, auf dem Lande verlebten Kindheit eine besondere Vorliebe für Kunstfreier, Feuerfresser, Schlangentänzer, Perleüsse, Seiltänzer, Kugelläuferinnen und ähnliche Künstler und Künstlerinnen, die auf der großen Wiese vor seines Vaters Gute gelegentlich ihre Leistungen zu produziren pflegten. Und da mein Freund ein Mensch von beweglicher Phantasie und liebenswürdiger Gutmüthigkeit war, der ein gelegentliches „Schrauben“ nicht tragisch nahm, so empfand ich in seiner Gesellschaft weniger Langweile bei den Spezialitäten, als es sonst gewesen wäre.

Der Verwandlungskünstler fesselte mich sogar. Schon sein Name! Klatsch! Klatsch! Der geliebte Klatsch. . . Wahrlich, wenn das ein zurechtgestuyter Name war — und das nahm ich als selbstverständlich an! — dann war er entschieden klug gewählt, und die idealen Beziehungen zwischen der Kunstproduktion als solcher und dem tieferen geistigen

Kern derselben erschienen mir durch diesen Namen in einer fast geistreich zu nennenden Weise ausgedrückt.

Die Gewandtheit des Mannes in der Verwandlungskunst war in der That verblüffend. Mit unglaublicher Geschwindigkeit metamorphosirte er sich, und mit Geschick und Berechnung des Effektes wechselte er Kostüme und Geberden. Er erschien als Philister und als Diplomat, als Hausknecht, als Stutzer, als karrikirter Badtsch, Alenburger Bäuerin, Sportman, langmähner Virtuose, Tänzerin, Wafschfrau, Kadett in Phantasiuniform, Seemann, Seiltänzer, Gemüsehändlerin, als „alte Zeit“, als „modernes Zeitalter“, als Franzose, Türke, Engländer und weiß der liebe Himmel als was sonst noch.

Auf diese Produktion folgten noch mehrere andere, eine Laubenkönigin, ein paar imitirte Tiroler, Preisschützen und ein dreifüßiges kleines Schweinchen. Aber ich sah nur mit halbem Auge nach den zierlichen Täubchen, hörte gar nicht auf die „Zugher“, und die traurige Mär vom Diarndl unter grünen Nasen, und wenn der Preisschütze noch besser zielte und schoß als weiland Wilhelm Tell, ich ließ es mich nicht kümmern. Meine Gedanken waren beim Klatsch und seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen.

Klatsch: Ein merkwürdiges Wort; eigentlich ist es gar keines. Jedenfalls ist es in seiner onomatopoetischen Bedeutung nicht mehr immer übereinstimmend mit dem Begriffe, den wir allmählich mit ihm verbunden haben. Im Gegentheil. Nur im Theater oder nach einem zündenden Vortrage wird geklatscht, daß es schallt. Die Thätigkeit des Klatschens, bei der die Hände ruhen und nur Stimme und Blicke in Thätigkeit sind, ist bei weitem geräuschloser, wenn auch nicht minder wirksam.

Der Klatsch als solcher ist auch ein Virtuose in der Verwandlung und übertrifft den geschicktesten Metamorphosenkünstler“ doch noch bedeutend. Ueberall ist er zu finden.

Im Familienzimmer sucht und behauptet er sein Plätzchen und auch im Dienstbotengelasse ist er ein unentbehrlicher Genosse. Im eleganten Salon erscheint er, und ehe man sich's versieht, spricht er mit, wenn von Premieren, von Ausstellungen, von allerlei Vorlesungen in allen Welten geredet wird. Auf den Hintertreppen, in Hausfluren und Höfen wird „das Neueste“ besprochen und mit erregten Gesten begleitet; wer führt das große Wort? Der Klatsch!

Er wächst auch mit größeren Zwecken. Klatsch wie er ist, dehnt sich der begrenzte Klatsch auch zum Stadtklatsch, Nationalklatsch, Weltklatsch aus. Unter gedeihlichen Bedingungen entwickelt er sich besonders üppig. Bekannt ist die Wirkung des Kaffees auf sein Gedeihen. Aber nicht allein als Kaffeeklatsch feiert er Triumphe. Das Bier und der Rebensaft, die der Rede Schwung und Flügel verleihen, sind ihm gleicherweise günstig. Und wie beim Kaffeeklatsch, so hat auch am „Stammtisch“ der Klatsch sich als Stammgast eingemischt. An Anstrengungen, ihn hinwegzugraulen, ihn geradezu hinauszuwerfen, hat es nicht gefehlt; aber er schmuggelt sich doch stets wieder ein. Er weiß, daß die meisten Menschen nicht immer von ernstem, guten und würdigen Dingen reden mögen, wenn sie ausruhend beisammen sitzen. Unbemerklich schleicht sich der üble Gefelle in den Kreis, manchmal mit harmlosen Allüren, manchmal auch mit Vorhaltung einer ganz einnehmenden Maske.

Jeder Stand, jede gesellschaftliche Vereinigung hat neben dem allgemeinen Klatsch noch ihren Separatklatsch. Denn der Klatsch ist gesellig und je mehr Individuen er sich mittheilt, je mehr ist er in seinem Elemente.

Jedes Vorkommniß im privaten, wie im öffentlichen Leben, begleitet er mit seinem Schwunge. Es kann kein Paar sich verloben, ohne daß der Klatsch sich hydraartig mit hundert Zungen erhebt; es kann kein Mensch sterben, ohne

eine Dame schüttete eine große Dose Konfekt unter die Schaar aus. Außerdem sammelten die Badegäste Beiträge für eine Dampferpartie nach Jangst. — In seine Spenden die Badegäste den Kindern Wein und Kuchen. Also die Kinder waren von fremden Leuten mit Leckerbissen besetzt, zum Spaß für das Badepublikum müssen sie ausgeschiedenes Konfekt auflesen, man giebt den Kindern geistige Getränke, man kollektiert zu ihren Gunsten. Wenn das nicht eine Erziehung zur Naivität und zur Schnorrerei ist, dann verstehe ich nichts von Pädagogik! Will man denn durchaus die Kinder zu lehrmäßigen Bettelungen machen! Ich halte es schon für bedenklich, daß die Kinder das Bewußtsein erhalten, von den Wohlthätern des Komites, und nicht ihrer Eltern, zu leben. Aber wenn sie nun gar noch gewöhnt werden, vor allen möglichen wildfremden Menschen die Hand aufzuhalten, dann muß doch das wirtschaftliche Ehrgefühl und Selbstbewußtsein Schaden leiden. Die „sieben Pfund“, welche der Körper der Kinder in den Ferienkolonien angefüllt haben soll, werden nach der Rückkehr in das gewöhnliche häusliche Leben schnell wieder eingebüßt werden; aber die erweckte Begehrlichkeit bleibt und die im Ehrgefühl der Kinder gerissene Lücke wird schwerlich wieder ausgefüllt. Die entscheidende Frage ist nicht die, ob die Kinder sich in den Ferienwochen wohl befinden, sondern ob sie sich nach der Rückkehr wohl befinden. Darüber sollte man mal eingehende, unparteiische Erhebungen veranstalten.

Aus Reinickendorf schreibt uns ein Mitarbeiter: Vor einigen Wochen wurde im Restaurant Friedrichsbad zu Reinickendorf eine Wüste des Kaisers Friedrich enthüllt, welche der Restaurateur auf eigene Kosten hatte aufstellen lassen. Ob dieses nun ein Herzensbegehren des Herrn Süss war oder aus einem anderen Grunde geschah, vermag ich nicht zu sagen. Zu dieser Enthüllungsfestlichkeit waren die Spitzen der Behörden, die Geistlichkeit, die Dorfkapelle, das heißt die Gemeinderathsmitglieder, und alle Dorfschönheiten geladen. Die Schuljugend unter Leitung des Direktors sang fromme Lieder, der Geistliche hielt eine Festpredigt, in welcher die Humanität, die Toleranz, die Nächstenliebe des Kaisers gefeiert wurde. Nun sollte man meinen, ein Mann, welcher ein derartiges Denkmal setzen läßt, müßte auch nach den Grundsätzen der Nächstenliebe und der Toleranz handeln, aber weit gefehlt! Neben dem Restaurant Friedrichsbad befindet sich das Restaurant Seeschloßchen, welches, wie schon der Name sagt, auch am See gelegen ist. Hier locken die Familien des Sonntags Kaffee, trinken ihr Bier und freuen sich des Sees, über dessen Fläche der Blick bis zur Tegeler Chaussee schweift. Nun hat der Restaurateur Süss, welcher der Pächter des Sees ist — der See selbst gehört Berlin —, um seine Toleranz ins rechte Licht zu stellen, einen hohen Bretterzaun ungefähr 5 Fuß hoch vor dem Garten seines Nachbarn ziehen lassen, damit so den Gästen desselben die freundliche Aussicht auf den See entzogen und sein Nachbar geschädigt wird.

Kaiserdenkmal, Spitzen der Behörden, Gesang der Schuljugend, Festpredigt, Toleranz, Nächstenliebe, Christentum und dem Nachbar ein hoher Bretterzaun vor der Nase. Muß man da nicht lachen, ob solcher Komödie?

Der Tischler August Birner, der beim Tischlermeister Prochnow in Schöneberg in Arbeit stand, wurde gestern Morgen plötzlich entlassen, weil es am Sonntag nicht gearbeitet hatte.

Welche Anmassen von Schreibmaterialien u. s. w. die Stadtverwaltung einer Aderthalb-Millionenstadt wie Berlin verbraucht, ist aus einem Berichte der Deputation für Beschaffung der Schreibmaterialien u. s. w. an den Magistrat ersichtlich. Nach demselben waren im Verwaltungsjahr 1888/89 erforderlich 7 329 240 Bogen Papier, darunter 6 123 915 Bogen Druck- und 1 205 325 Bogen Schreibpapier. Zu metallographischen Vervielfältigungen sind verbraucht worden 320 546 Bogen, zu hektographischen Abzügen 17 200 Bogen. Zusammen wäre das ein Papierverbrauch in einem Jahre von 7 676 986 Bogen. Hierzu treten noch 60 155 Stück Rouverts mit gedruckter Adresse und 315 910 ohne gedruckte Adresse. Ferner sind noch verbraucht worden: 1886 Liter schwarze Tinte, 584 Liter rote resp. blaue Tinte, 2725 Gros Stahlfedern, 41 Bund Federpfeifen à 25 Stück, 18 123 Stück Bleistifte, 6356 Stück farbige Stifte, 637 Pfund Siegellack, 84 1/2 Pfund Oblaten, 211 Federmesser, 175 Papierscherren, 444 Flaschen Stempelfarbe u.

Die Längen-Anoehnungen Berlins, wie sie sich nach dem Bericht über die Gemeindevorwaltung der Stadt Berlin für die Jahre 1882 bis 1888 bei der Kartierung ergeben haben, betragen nach allen Richtungen hin eine Meile. Am weitesten ist die Entfernung vom Südosten nach dem Nordwesten, d. h. von Trepow nach dem Forstbezirk Tegel, nämlich 10 430 Meter. Hierbei handelt es sich aber nur um die fahrbare Weglänge. Verbindet man dagegen den südöstlichen Punkt der Veripherie, Stralau, mit dem nordwestlichsten im Tegeler Forstbezirk durch eine den Alexanderplatz schneidende Luftlinie, so kommt sogar eine Länge von 11 190 Meter heraus. Am kürzesten ist die Entfernung von Nord nach Süd, von Pankow nach der Hafenhöhe; immerhin aber beträgt auch diese Strecke 7800 Meter. Von Südwest nach Nordost, Weihensee und Schöneberg, sind es 8550, von Ost nach West, wobei Lichtenberg und Charlottenburg die Endpunkte sind, 9300 Meter. Der Mittelpunkt Berlins lag früher am königlichen Schloß, gegenwärtig liegt er zwischen der Börse und der Garnisonkirche in der Neuen Friedrichstraße.

daß der Klatsch sich nicht auch mit einem Trauerslor drapirte. „Nichts ist so hoch und nichts so fern“, daß nicht der Klatsch sich damit beschäftige. Ihn schreckt keine Würde, keine Höhe; wie ihn auch keine Niedrigkeit und Gemeinheit abhält, sich mit ihr zu beschäftigen. Das Kleinliche ist seine eigenste Domäne und seine Geschicklichkeit gipfelt darin, aus Mäulen Elephanten zu machen.

Am häufigsten bedient er sich der gesprochenen Rede. Er weiß aber auch durch Blicke, Handbewegung, Achselzucken, Rächeln sich verständlich zu machen. Er nimmt dem Briefschreiber unmerklich die Feder aus der Hand und führt sie selber. Ein wie vortrefflicher Nährboden aber die Druderschwärze für den Klatsch ist, daß haben wir oft genug „schaudernd miterlebt.“

Doch ist der Klatsch keinesfalls eine Erfindung der Neuzeit. Die „gute alte Zeit“ hat ihn auch gekannt, ja sein Alter reicht ohne Zweifel bis in die urwäldersten Zeiten hinauf. Wie manches, das wir gläubig als verbürgt historisch angenommen haben, ist von späterer Forschung als Klatsch aufgedeckt worden, dem allerdings die dicke Staubkruste ein gewissermaßen ehrwürdiges Aussehen giebt. So verzerrt er nicht nur das Bild Lebender, sondern auch das Erinnerungsbild längst in Staub Zerfallener.

Der Klatsch ist sehr geschmeidig und behende; er ist schwer zu fassen und noch schwerer aufzuhalten. Er schmeichelt kleinen Geistern und er macht denen das Leben gründlich schwer, die ihn ignorieren wollen. Er borgt sich von der Theilnahme die Züge und ahmt die Haltung der Witzbegierde nach. Die Neugierde ist seine geschickte Helfershelferin, und die Bosheit hängt sich gern an seine Fersen. Er ist nicht immer geradezu schädlich, aber immer lästig. Er ist zuweilen sogar amüsant und kann in gewissem Grade auch interessant sein, aber nie wirklich erfreuend. Bei echter Lebenswürdigkeit und Herzenshöflichkeit fühlt sich der Klatsch nicht heimisch, und ein dem Kleinlichen abholber Geist wird

Ein kolossaler Ansturm fand gestern Morgen an der Jerusalem Kirche statt. Wohl 200 Personen aus allen Ständen standen daselbst auf dem Trottoir und starteten mit einer Aufmerksamkeit nach der obersten Etage des gegenüber liegenden Hauses, als ob sich dort irgend eine furchtbare Tragödie abspiele, welche die Zuschauer, deren Schaar sich immer noch vermehrte, in athemloser Spannung erhalte. Auf dem Dach des betreffenden Hauses lagen einige, jedenfalls schwindelfreie Männer, den Oberleib in besorgniserregender Weise über die Dachrinne gebeugt, und stierten ebenfalls nach dem geheimnißvollen Gewisse, welches die Gemüther in so große Aufregung versetzte. Der an der Kirche stationirte Schuttmann brauchte seine ganze Energie, um die Passage frei zu halten und die ihre Nasen beharrlich in die Luft rudernde Menge zurückzudrängen. Und was war die „kleine Ursache“ der „großen Wirkung“? Auf dem Balkon eines Photographen standen, kaum mit den Köpfen über die Balustrade hervorragend — zwei alte Indianerinnen, Mitglieder irgend einer exotischen Truppe, die sich wahrscheinlich da oben aufnehmen ließ, und ihren höchst zweifelhaften Reizen gelang es, fast eine Stunde lang die „Witzbegierde“ einer so großen Anzahl von „Weltstädtern“ zu fesseln.

Großfeuer in Charlottenburg. Eine verheerende Feuerbrunst legte in der Nacht vom Sonntag zum Montag die Bewohner Charlottenburgs in begreifliche Aufregung. Dasselbe war gegen 12 Uhr ab bis her noch nicht aufgeklärte Weise in den Charlottenburger Ufer 1, 1a und 2 belegenen Glashütten- und Kohlenstaubwerken von Otte ausgebrochen und dehnte sich in kurzer Zeit derartig aus, daß das ganze nordwestliche Firmament von mächtigem Feuererschein blutroth gefärbt erschien. Die Charlottenburger Feuerwehr, welche bald nach erfolgter Feuermeldung auf der Brandstätte eintraf, bemühte sich in erster Linie, die Glashütte und das Kesselhaus, welche noch unberührt waren, zu schützen, was ihr denn auch gelang. Inzwischen waren die Feuerwehren der Nachbarorte eingetroffen und auch von Berlin langte ein Löschzug mit einer Dampfspritze an. Leider wurden die neu erst aufgestellten Maschinen zur Anfertigung von Brechkohlen erst beschädigt und ein Stapel von 100 000 Stück Brechkohlen ein Raub der Flammen. Trotz energischen Angriffs der gesammelten Spritzen auf das entseelte Element bahnten sich die Flammen doch sehr bald einen Weg nach dem nebenanliegenden Holzplatz und wütheten unter den dort aufgestapelten Kuchholzbeständen mit unvorstellbarer Gewalt, dabei eine so starke Hitze erzeugend, daß es den Löschmannschaften fast unmöglich war, dem eigentlichen Feuerherde beizukommen. Die Fenster scheiben in den benachbarten Häusern zertrümmten infolge der Bluthitze insgesamt. Der Dampfspritze blieb es vorbehalten, die Flammen auf ihren Dord zu beschränken und schließlich zu bewältigen, freilich erst, nachdem das Feuer Mangels neuer Nahrung an Stärke abgenommen hatte. Am frühen Morgen war man noch stark mit dem Ablöschen der kleineren Brandstellen beschäftigt.

Beleuchtungsbatterien. Die ganz ausgezeichneten Vorzüge, die das elektrische Licht vor allen übrigen Beleuchtungsarten voraus hat, lassen auch in minder begüterten Kreisen den Wunsch aufsteigen, ihre Häuslichkeit elektrisch zu beleuchten. Für geringen Bedarf an Elektrizität sind nun die elektrischen Batterien die billigsten und zugleich bequemsten Quellen der Elektrizität. Kein Wunder deshalb, daß allenthalben der Wunsch rege wird, in derselben Weise, wie man die Haus- telegraphen durch Batterien versorgt auch aus diesen den notwendigen Strom für Beleuchtungsapparate zu entnehmen; die elektrotechnischen Fachjournale können ganze Berge von Briefen vorweisen, in denen um brauchbare Beleuchtungsbatterien angefragt wird. Die einzige Antwort, die all diesen Fragestellern bisher zu Theil geworden ist, lautete immer, daß es keine rationell funktionirenden Beleuchtungsbatterien giebt und auch wohl nie geben wird. Nichtsdestoweniger tauchen alle Augenblicke, jeder wissenschaftlichen Erfahrung zum Trotz, in vielen Fachjournalen Anpreisungen und Empfehlungen von elektrischen Beleuchtungsbatterien auf, die angeblich billiger als jede andere Quelle der Elektrizität sein sollen. Die folgenden Zeilen werden dazu dienen, das Publikum vor Betrügereien auf diesem Gebiete zu warnen. Die elektrische Beleuchtung durch Batterien ist sehr wohl möglich. Da aber die Erzeugung des notwendigen Stromes in Batterien immer nur durch Verbrauch von Zink hervor gebracht wird, und die entstehenden Zinkverbindungen mehr oder weniger weihlos sind, so stellt sich der Betrieb von elektrischen Beleuchtungsbatterien immer wesentlich theurer als die Verwendung von Dynamomashinen oder Akkumulatoren. Eines der Hauptmittel, dessen die Beleuchtungsbatterie schwindler sich bedienen, um das Publikum anzulocken, ist nach dem „Elektr. Anzeiger“ folgendes: Dieselben führen eine Beleuchtung mittelst Batterie vor, wobei eine Glühbirne mit hoher Spannung betrieben wird. Sie weisen dann mit großer Empfasse darauf hin, wie viel heller das Batterielicht ist, als dasjenige der Dynamomashinen, und wie stetig und ruhig es brennt. Was nun den ersteren Punkt betrifft, so weiß der Laie ja nicht, daß eine Lampe mit Ueberspannung nicht betrieben werden darf und deshalb in einer richtigen Anlage auch nicht betrieben wird. Er sieht nur das hellere Licht und ist davon sehr erbaut. Die größere Stetigkeit, die ja selbstverständlich der elektrische Strom hat, imponirt ihm gleichfalls. Daß aber die Spannung nach kurzer Zeit heruntergeht, davon weiß er nichts, weil die ganze Vorführung

ihm immer unbehaglich. Liebenswürdigkeit und geistige Vornehmheit schüzen wohl davor, daß ein Mensch sich gewissermaßen mit dem Klatsch liere; daß sie ihn aber gegen seine Angriffe Garantie böten, das ist leider nicht der Fall. Der Klatsch mag eine Erscheinung wählen, welche er wolle, er mag eine noch so bieder scheinen wollende Maske vorhalten, er hat immer so etwas, etwas . . .

Bis zu diesem Punkte meiner Gedankenreihe war ich gekommen, als das dressirte Schweinchen zum letzten Male aufquakte, und dann dem Schauplay seines künstlerischen Wirkens entzogen wurde. Die Vorstellung war beendet, und wir begaben uns auf den Heimweg; mein provinzieller Freund und ich. Ich neckte ihn mit seiner Anhänglichkeit an Kindheits Erinnerungen und seinen Phantasiesprüngen, die in jenen „Artisten“ auch ein Maß von Künstlerschaft entdecken wollten. „Nur den Verwandlungsvirtuosen Klatsch will ich anerkennen! Der Mensch hat wirklich Geist. So etwas zu produzieren und sich Klatsch zu nennen und mit so ausdrucksvoller Mimik jeden Charakter zu illustriren!“

Mein Freund sah mich an und lachte. „Da siehst man den Kurzsichtigen“ sagte er. „Du irrst übrigens, wenn Du meinst, er habe sich den Namen Klatsch geistreicherweise zugelegt. Er heißt wirklich so. Ich kenne ihn von früher. Er ist sehr geschickt, aber von Geist keine Spur. Und was die Mimik anbelangt! Da hat Dir Deine Phantasie etwas vorge spiegelt. Ich sah immer nur, in allen Verwandlungen, dasselbe ordinäre Gesicht!“

Ich war geschlagen und doch nicht. Denn diese Bemerkung meines Freundes bildete gerade den Schlüsselstein zu meiner Gedankenbrücke. Das war das Etwas, das mir vor schwebte, das ich aber nicht in die rechten Worte fassen konnte.

„Er mag eine Erscheinung wählen, welche er wolle, er mag sich schmücken und wandeln, bei genauer Betrachtung zeigt er unverkennbar dasselbe ordinäre Gesicht!“

nur einige Minuten, im schlimmsten Falle eine Stunde dauern pflegte.

Was nun die Kostenfrage anbelangt, so rechnen die besten der Batterie-Schwindler heraus, daß die entweichenden Nebenprodukte werthvoller sind, als die verwendeten Materialien und das Licht nicht nur unentgeltlich, sondern sogar einträglich im schlimmsten Falle rechnen sie höchstens 2½ bis 3 Pfennige für die 16kerzige Lampenstunde.

Aber wie schon erwähnt, giebt eine Lampenbatterie, wenn die Verhältnisse des praktischen Lebens in Frage kommen, durchaus keine werthvollen Nebenprodukte, da das Sammeln derselben schon viel zu umständlich ist, und es auch keine Abnehmer für dieselbe giebt. Selbst der Preis von 15—20 Pf für die 16kerzige Lampenstunde ist beim Betriebe durch Beleuchtungsbatterien noch zu niedrig gerechnet, während der Betrieb der Dynamomashinen sich auf höchstens 8 Pf. beläuft. Aber auch der Zuverlässigkeit und Einfachheit im Betriebe spricht keine einzige der bisher auf den Markt gekommenen Beleuchtungsbatterien. Jede neu angepriesene Batterie hat bisher immer noch als Schwindelprodukt entpuppt, und man warnt deshalb unsere Leser ganz dringend, vor jeder Frauenseligkeit den Anpreisungen von Lampenbatterien gegenüber. Wir thun dies um so energischer, weil in Amerika sende von Leuten durch diesen Schwindel gefangen worden sind, deren Verluste sich nach Millionen von Mark berechnen. Auch in Deutschland sind erst neulich von einem Finanzkommissioner 30 000 M. für das Patent auf eine ganz werthlose Beleuchtungsbatterie eines Esfinders bezahlt worden. Demnach ist der Verdacht gerechtfertigt, daß auch wir bald in diesem Falle ausgebeutet werden dürften.

Die Witterung des Monats Juli cr. war der beiden Vormonate sehr unähnlich. Während der Mai und Juni ungemein heiß, heiter und trocken gewesen waren, herrschte im Juli vorwiegend kühles, trübes und zu Niederschlägen neigendes Wetter. Nur die Tage vom 7. bis 13. hatten ein normales Monatsanfang einen hochsommerlichen Charakter, während alsdann, mit einer kleinen Unterbrechung am 21. und 22., eine nach der vorhergegangenen Hitze sich recht unangenehm fühlbar machende raube, oft fast herbstliche Witterung einsetzte, die besonders durch heftige Winde beachtenswerth war. Im Einzelnen war der Verlauf der Witterung nach dem königlichen meteorologischen Station im SW. der folgenden: Das Barometer stand im Monatsmittel 754.3 Mm., während die Temperatur Juli 757.4 Mm. normal sind. Die Schwankungen waren am 18. und 25. beträchtlich, sonst verhielt sich das Quecksilber im Allgemeinen sehr ruhig. Auch die Extreme lagen weit auseinander: das Maximum wurde mit 760.3 Mm. am 1. das Minimum mit 745.0 Mm. am 26. erreicht. Das Thermometer zeigte im Monatsmittel Morgens 7 Uhr 21.6 Gr. (normal sind 21.6 Gr.), Mittags 2 Uhr 21.2 Gr. (normal sind 21.6 Gr.) und Abends 9 Uhr 18.0 Gr. (normal sind 18.0 Gr.). Hieraus ergibt sich eine mittlere Monatsstemperatur von 18.3 Gr., während nach 40jährigem Durchschnitt dem 19.0 Gr. zukommen. Der Monat war also um 9.7 Gr. kühler, als er daran erinnert, daß der diesjährige Mai eine mittlere Temperatur von 19.2 Gr. und der Juni eine solche von 21.7 Gr. hatte, so daß also der Juli, der gewöhnlich die höchste Temperatur hat, hinter diesen beiden Monaten erheblich zurückblieb. Der wärmste Tag war der 10. mit 24.3 Gr. Mitteltemperatur, der kälteste der 18. mit 15.0 Gr. Das absolute Maximum fiel mit 32.5 Gr. auf den 10., das absolute Minimum mit 10.9 Gr. auf den 31. Am Erdboden betragen die Wärmegrade an denselben Tagen 32.7 und 8.5 Gr. Als Sommermonat konnten nur 7 Tage im Monat (im Juni 21, im Juli 22, 24 und Südwest mit 14 Beobachtungen. Südwind 3 mal, Nordwind 5 mal, Nordost und Südost je 3 mal, 1 mal beobachtet. Die Windstärke war beträchtlich: im Monatsmittel 3, 4 der 12 heiligen Skala. Der stärkste Windgrad 6 wurde 8 mal und der Stärkegrad 8 2 mal beobachtet. Die Windstille konnte nur zweimal festgestellt werden, besonders häufig waren die westlichen und nordwestlichen Winde an den 6 letzten Monats Tagen. Die Bewölkung betrug 0 ganz heiter und 10 ganz bedeckt, im Monatsmittel 6.4. Kein einziger Tag im Monat konnte im meteorologischen Sinne als heiter (Bewölkung unter 2) gelten; aber auch über 8 waren nur 7 Tage; alle übrigen hatten geringere Bewölkung. Die relative Feuchtigkeit der Luft war mit 75 Prozent genau der normalen entsprechend. Ebenso kam auch die der Niederschläge, die sich auf 18 Tage vertheilten, mit dem langjährigen Juldurchnitt gleich. Gewitter waren an einem Tage festgestellt.

Poltheilbericht. Am 3. d. M. Morgens wurde Nähe des Fluthgrabens am s. d. M. die Leiche eines Mannes mit einer Schußwunde in der Brust todt aufgefunden. Gegen ihn eingeleitete Untersuchung scheint ihn um 18 Jahre alt zu haben. — Zu derselben Zeit fiel ein 14jähriges Mädchen in der Küche der elterlichen Wohnung Stalherstraße, wo es von der Mutter kurze Zeit unbesorgt gelassen worden war, in einen auf dem Fußboden liegenden mit Seifenwasser angefüllten großen Topf. Obwohl es bemerkt wurde, noch lebte, verstarb es doch nach kurzer Zeit. Als an demselben Tage Abends der Maler Porch in der Goldschmied-Fabrik von Köpper, Linienstr. 158, mit einem Streifen von Goldschmied beschaftigt war, wurde er durch ein explosivirtes Pulver, das er bei der Arbeit benutzte, so heftig durch seine Kleider in Brand geriethen. Obgleich er lange durch das Feuer zu erliden, hatte Porch bereits so heftige Brandwunden an der rechten Körperseite erlitten, daß er der Charitee gebracht werden mußte. Zu derselben Zeit an der Ecke der Brunnen- und Invalidenstrasse ein Mann von einem Möbelhändler überfahren und erlitt dabei Bruch des Schulterblattes. — Am 4. d. M. Vormittags wurde ein junger Kaufmann aus noch nicht aufgeklärter Ursache in einem Hotel in der Krausenstraße mittelst eines Revolvers einen Schuß in die rechte Schläfe des Kopfes noch lebend nach der Charitee gebracht. — Zu derselben Zeit stürzte ein Stacker auf dem Neubau Prenzlauer Allee in einer Leiter herab und erlitt einen Bruch des linken Schenkels, so daß er nach dem künftigen Krankenhauses Friedrichshagen gebracht werden mußte. — In der Nacht 5. d. Mts. fand vor dem Hause Friedrichstraße 111 eine Schlägerei statt, wobei ein Maurer einen Messerstoß in den Oberarm erhielt. — Am 3. d. M. Abends entstand im Panoptikum ein unbedeutendes Feuer. — Am 4. d. M. wurde an drei verschiedenen Orten kleinere Brände durch die Feuerwehr gelöscht.

Gerichts-Beitrag

Eine verhängnisvolle Landpartie führte gestern Malermeister Leopold Schulze aus Berlin vor dem Landgericht II. Derselbe war beschuldigt, den Kellner Karl Lohs körperlich mißhandelt zu haben, mittelst eines gefährlichen Werkzeuges, nämlich eines Messers oder Schirmes. Andererseits war der Kellner Lohs wegen den Angeklagten ad 1 körperlich verletzt zu haben. Der Angeklagte wurde in der Verhandlung zu einer Gefängnisstrafe von 1 Jahr verurtheilt. Am 16. d. M. lag unterhand der Darlehnsverein des Dönhofsplatzes in der Krenierpartie nach dem Grünwald und Wannsee der Mitglied dieses Vereins war, aber durch Beschuldigung

Verfassungen.

Eine öffentliche Tapeziererverammlung tagte am Freitag, den 2. August, in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstraße 75, um Stellung zu nehmen zur Gründung eines Konfessions-Arbeitsnachweisedureau, seitens des Allgemeinen deutschen Tapezierervereins. Der Vorsitzende, Herr Friedmeyer, leitete die Debatte durch ein kurzes Referat, welches beifällig aufgenommen wurde ein und sucht der Versammlung die weittragende Bedeutung und deren Folgen, zu denen dieses Vorgehen des Allgemeinen deutschen Tapezierervereins dem Fachverein gegenüber, notwendig führen müsse, klarzulegen. Herr Gräbel beleuchtet das durch nichts zu rechtfertigende Vorgehen des Allgemeinen deutschen Tapezierervereins, welches in der Hauptsache sich gegen den Fachverein richtet, noch des Weiteren und bezeichnet es als einen groben Verstoß gegen alle und jede bisher von allen Arbeiterorganisationen hochgehaltenen Disziplin. Ein Gewaltstreik, eine Nichtachtung des Majoritätsbeschlusses sei es gewesen, durch welchen die Gründung des Allgemeinen deutschen Tapezierervereins für Berlin durch Herrn Sander vollzogen wurde und ein fernerer Gewaltstreik sei es nunmehr, wenn seitens der Mitglieder dieses Vereins mit 16 gegen 3 Stimmen die Gründung eines zweiten Arbeitsnachweisedureau beschlossen wurde. Das Arbeitsnachweisedureau des Fachvereins existierte seit 1872 schon so lange, als eine Bewegung nach Verbesserung unter den Tapezierern Berlins Platz gegriffen habe. Dieser Arbeitsnachweis würde von Mitgliedern des Fachvereins unentgeltlich und tabellarisch sowie unparteiisch verwaltet und sei bis jetzt noch keinerlei Klage gegen dieses Institut laut geworden. Mehr und Besseres als der Fachverein könne keine Arbeiter-Vereinigung unter den gegebenen Verhältnissen leisten. Der Allgemeine Deutsche Tapeziererverein müsse aber auf Grund seiner ganzen Zusammensetzung gegen die Leistungen des Fachvereins meilenweit zurückbleiben. Durch diese beabsichtigte Gründung werde ein Keil zwischen die beiden Vereine getrieben, welcher ein friedliches nebeneinander Wirken für die Zukunft unmöglich mache. Herr Sander giebt zu, daß an den Ausführungen viel Wahres sei, beruft sich aber auf den im Februar zu Dresden tagenden Tapeziererkongress, welcher sich mit Majorität für die Gründung des Allgemeinen deutschen Tapezierervereins ausgesprochen habe. Für ihn stehe aber der Kongress, auf welchem Delegierte aus allen Theilen Deutschlands vertreten waren, höher als die Beschlüsse einer Berliner Tapeziererverammlung. Im Interesse dieses Kongresses und somit der Mehrheit der deutschen Städte habe er gehandelt, als er, entgegen dem öffentlichen Versammlungsbefehl im Louisenstädtischen Konzerthause, die Gründung einer Filiale des Allgemeinen deutschen Tapezierervereins für Berlin vornahm, und in diesem Sinne glaube er auch richtig gehandelt zu haben, wenn er dieser Filiale die Arbeitsvermittlung für Berlin sichern wolle. Die von auswärts zureisenden Kollegen würden in Zukunft größtentheils Mitglieder des Allgemeinen deutschen Tapezierervereins sein und müsse, um eine bessere Kontrolle ausüben zu können, der Arbeitsnachweis in den Händen der hiesigen Filiale sein. Der Fachverein sorge zu wenig für die wirklich Arbeitslosen, da jeder in Arbeit stehende Kollege sich einschreiben lassen könne und diese auch dann insolge dessen immer vorn ständen, um Arbeit annehmen zu können, wodurch die Jugereisten dann nothgedrungen zur Umkehr in die Geschäfte getrieben würden. Letzteres solle in dem neuen Arbeitsnachweis vermieden werden. — Er (Redner) betrachte die heutige Versammlung als eine Protestversammlung, erkläre aber schon jetzt, daß das Arbeitsnachweisedureau unter allen Umständen am 4. August, so wie beabsichtigt, eröffnet würde. In demselben Sinne sprachen sich noch die Kollegen Schäpe und Engel aus. An der ferneren Debatte theilnahmen sich die Kollegen Baake, Freimwald, Gräbel, Friedmeyer und Wildberger, welche einmüthig protestirten gegen die mit der Gründung dieses Arbeitsnachweises verbundene Zersplitterung der Gehilfenschaft und öfter von lautem Beifall der Versammlung unterbrochen wurden. Es geböre viel dazu, so wurde ausgeführt, hier von dem Begründer der Filiale zu hören, daß sie Beschlüsse von öffentlichen Versammlungen, die nicht genehm seien, stets ignoriren werden würden. Ebenso kleinlich sei es, diesen Standpunkt damit rechtfertigen zu wollen, daß man einzelne Bestimmungen des Arbeitsnachweises des Fachvereins zu bemängeln suche. Letzteres könne sofort, wenn allgemein für nöthig befunden, geändert werden. — Der Kongress habe allerdings eine Zentralisation beschlossen, und habe damit nur befunden, daß er organisiren und Einigkeit schaffen will; namentlich aber um die kleineren Städte in den Kreis der Organisation hineinzuziehen. Hier sei aber das gerade Gegenheil der Fall. Berlin habe vor dem Kongress bereits schon eine weit bessere Organisation beisehen, als sie der Allgemeine deutsche Tapeziererverein jemals zu schaffen im Stande wäre. Die zugereisten Kollegen erhielten schon früher und auch jetzt noch von dem Fachverein Unterstützung und Arbeit nachgewiesen. Neu sei bei der Filiale des Allgemeinen deutschen Tapezierervereins nichts weiter, als daß sie sich, entgegen allen bis jetzt in der Arbeiterbewegung gültigen Regeln, über die Köpfe der Gehilfenschaft hinweg konstituirte und schon jetzt anfangs, dem Fachverein den gewerkschaftlichen Charakter zu nehmen. Es sei dies ein Zeichen der Schwäche und der Ohnmacht, wenn man auf diese Weise die Filiale lebensfähig zu machen suche. Die heutige Versammlung habe daher zu beschließen, ob es gerechtfertigt erscheine und sich mit den Grundfragen der Gewerkschaftsbewegung verträglich, wenn Arbeiterorganisationen, die ebenfalls das Gemeinwohl zu fördern vorgeben, in dieser Weise die Gewerkschaften zu zersplittern suchen. Mit allen gegen 9 Stimmen wurde alsdann folgende Resolution angenommen: Die heute am 2. August in Feuerstein's Salon zu Berlin tagende öffentliche Tapeziererverammlung erkennt in der Gründung eines zweiten Arbeitsnachweises durch einen Theil der Gehilfenschaft einen der größten Verstöße gegen die Gewerkschaftsbewegung bzw. die Arbeiterbewegung. Statt eine geschlossene Masse zu bilden, zumal wir ersten Angelegenheiten gegenübersehen zur Verbesserung unserer Lage, zersplittert der A. D. T. die Gehilfenschaft. Die anwesenden Kollegen verpflichten sich, nur zu dem Arbeitsnachweisedureau des Fachvereins der Tapezierer Berlins auch fernere zu halten und zu dessen Fahne treu und fest zu stehen. — Beim zweiten Punkt der Tagesordnung wurden die Ortskrankenkassen einer scharfen Kritik unterzogen und von jedem aufgeklärten Arbeiter der Beitritt zur Hilfskasse gefordert.

Der Allgemeine Metallarbeiterverein Berlins und Umgebung hielt am Donnerstag, den 1. August in Kontad's Restaurant, Charlottenburg, Berlinerstr. 89, eine Versammlung ab. Die Tagesordnung lautete: 1. Vortrag des Herrn Vogtherr über „Der Drang nach Selbstständigkeit.“ 2. Diskussion. 3. Gewerkschaftliches. 4. Aufnahme neuer Mitglieder. 5. Verschiedenes, Fragekasten. Kollege Ungar eröffnete die Versammlung um 9 Uhr und ertheilte zunächst Herrn Vogtherr das Wort. Derselbe schilderte, wie sich der Trieb, den eigenen Willen unabhängig von äußeren Machtinflüssen zur Geltung zu bringen, den er den Drang nach Selbstständigkeit nennt; seit den Ursprüngen des Menschengeschlechts sich immer stärker entwickelte. Er führt aus, daß man diesen Trieb bei allen Lebewesen finde, wie dies Darwin's treffliches Buch „Der Kampf um's Dasein“ darlegt; schildert dann weiter, wie sich derselbe mit der Entwicklung der Kultur immer deutlicher und entschlossener kundgab und besonders seit Gutenberg's Erfindung, welche die bis dahin hinter Klostermauern verwahrten Geistes-

früchte von Jahrtausenden der ganzen Menschheit erschloß, sich oft den Machthabern mit erschreckender Deutlichkeit bemerkbar gemacht habe, wie es die Bauernkriege im 15. und 16. Jahrhundert und die französische Revolution zeigen und knüpft hieran den Wunsch daß sich dieser Drang hauptsächlich auch auf religiösem Gebiet betätigen möge, denn nur dann, wenn die alten Anschauungen vollständig aus dem Volke vertilgt sein werden, nur dann könne die Menschheit zu Freiheit, Recht und Frieden gelangen. — Durch Beifall lohnte die Versammlung dem Redner und sprach der Vorsitzende demselben Namens der Versammelten seinen Dank aus. Da sich zur Diskussion Niemand meldete, sprach zu „Gewerkschaftliches“ Kollege Klein. Derselbe weist in längerer sehr beifällig aufgenommener Ansprache darauf hin, wie nothwendig es sei, sich an gewerkschaftlichen Organisationen zu theilnehmen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, ihre Mitglieder aufzuklären und deren Interessen zu wahren. Er verweist auf die Bergarbeiter, die nur deshalb unterlegen seien, weil sie nicht organisiert waren, und fordert daher auf, sich einem großen Ganzen, dem Metallarbeiterverein, anzuschließen. Mehrere Charlottenburger Kollegen erklärten, daß die Agitation in Charlottenburg mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, die ihr von der Polizei und von einflussreichen Personen bereitet würden. Die Kollegen Hopp und Hanuschke erklärten, daß der Herausgeber der „Neuen Zeit“, Herr Naaf, den Arbeitern endlich gesinnt sei und alles thue, um eine Organisation derselben zu verbinden. So habe derselbe für eine einfache Annonce betreffs dieser Versammlung 9 M. verlangt; auch sei es fast unmöglich, einen Saal zu Verfassungen zu bekommen. Sämmtliche Kollegen betonten, daß eine Organisation der Metallarbeiter sehr nothwendig sei und versprochen, mit allen Mitteln für dieselbe zu agitiren. — Nachdem noch eine Frage, vor dem Verein beitreten dürfe, beantwortet worden war und eine Anzahl Kollegen dem Verein beigetreten waren, endete die Versammlung um 11½ Uhr mit einem begeisterten Hoch auf die Arbeiterbewegung. — Am Freitag, den 2. August, tagte eine Versammlung im Restaurant „Wedding“, Müllerstraße 178, mit folgender Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Bedner. 2. Diskussion. 3. Aufnahme neuer Mitglieder. 4. Verschiedenes, Fragekasten. Der Vorsitzende Kollege Ungar ertheilte, nachdem das Protokoll der letzten Versammlung verlesen war, dem Referenten das Wort. Derselbe sprach über gewerkschaftliche Organisationen, und führte aus, welche Aufgaben sich dieselben stellen müssen, wenn sie das aufrichtige Bestreben zeigen wollen, die Lage der Arbeiter zu verbessern. Dieselben müssen an den schon seit langem aufgestellten Forderungen, deren erste der Maximalarbeitstag ist, unverbrüchlich festhalten. Redner ging dann des näheren auf die einzelnen Punkte ein, besprach die auf dem Berliner Kongress gefassten Beschlüsse und verlas die betreffenden Resolutionen. In feurigen Worten führte er dann aus, daß die Unterdrückung der Arbeiter in allen Ländern der Erde in gleicher Weise fortschreitet und die Arbeiter allerorten immer mehr und mehr zur Erkenntniß ihrer Lage und der Mittel zur Abhilfe gelangen, es dem Proletariat endlich gelingen werde, den Sieg zu erringen. Hierauf erteilte der Vorsitzende die Versammlung, behufs Aufnahme neuer Mitglieder, um 5 Minuten. Nach dieser Pause kam unter „Verschiedenes“ die Angelegenheit der Haffel'schen Fabrik nieder zur Sprache und verurtheilten sämmtliche Redner das Verhalten der daselbst noch arbeitenden Kollegen auf das Schärfste. Besonders zu bedauern sei, daß sich unter den leibschmerzenden Personen Mitglieder des Metallarbeitervereins befinden. Kollege Gutheit verliest einen dem „Deutschen Blatt“ von Herrn Gasse zugewandten Bericht, welcher von ihm, sowie vom Kollegen Bedner gebührend gekennzeichnet wird. Kollege Nikolaus kommt nochmals auf die Ausrede der noch Arbeitenden, sie hätten nichts gewußt, zurück und macht bekannt, daß ihm schon am Freitag Abend ein Kollege, der jetzt noch arbeitet, mitgetheilt hätte, daß Kollege Bedner, wenn er zurück komme, nicht wieder anfangen dürfe. Ebenso werde es sich auch wohl mit den meisten anderen verhalten, da ja mit Sicherheit voraussehen war, daß Kollege Bedner gemahregelt werden würde. Er bedauert es auch sehr, daß Kollege, die einem Verein angehören und politisch reif sein wollen, ja sogar für Kollege Bedner gestimmt hätten, so allen Anforderungen, die man an das Solidaritätsgefühl der Arbeiter stellen könne, in das Gesicht schlagen, und stellt es dem Verein anheim, jene Mitglieder aus dem Verein auszuschließen, welches von allen, die noch zu dieser Angelegenheit sprachen, beifällig angenommen wurde. Sämmtliche Redner legten der Versammlung ans Herz, die kämpfenden Kollegen opfermüthig zu unterstützen. — Eine Frage, ob auch Hilfsarbeiter der Maschinenfabriken x. dem Verein beitreten dürften, wurde vom Vorstand bejahend beantwortet, worauf der Vorsitzende um 11½ Uhr die Versammlung schloß.

Eine sehr gut besuchte öffentliche Tischlererversammlung fand am Mittwoch, den 31. Juli, in Hulth's Salon (jetzt Gottschalk), Badstraße 22, statt. Die Tagesordnung lautete: 1. Wodurch sind wir im Stande, die Miskände, welche immer mehr im Tischlergewerbe eintreten, zu beseitigen. 2. Diskussion. Die Versammlung wurde geleitet von den Kollegen Meitens, Markmann und Witte. Referent Kollege Otto Thierbach. — Redner schildert zunächst die übermäßig lange Arbeitszeit, welche es ermöglicht, daß heute bei einer flotten Geschäftsperiode Tausende von Kollegen arbeitslos sind. Redner kam auf die Entwicklung des Maschinenwesens zu sprechen, welches heute erst zu einem Drittel seiner Vollendung vorgeschritten ist und daran schuld ist, daß immermehr Proletariat auf den Arbeitsmarkt geworfen werden, und daß der Arbeiter keinen Antheil an den heutigen Reichthum hat, während dem Kapitalisten alle Reichthümer in den Schooß fallen. Sollte unsere Gesellschaftsentwicklung so weiter gehen, so würde eine Katastrophe herbeigeführt werden, welche kein ehrliebender Denker wünsche. Die Kinderarbeit in Augsburg hat statistisch um 67 pCt. zugenommen, die Kinder mühten 8, 10 und 11 Stunden arbeiten. Es seien Arbeitskarten an Kinder von 12 Jahren und Arbeitsbücher an solche von 14 Jahren von den Fabrikanten ausgestellt. Dieses hat zur Folge gehabt, daß 66 pCt. in Bayern untauglich zum Militärdienst befunden worden, und die übrigen 34 pCt. theilweise noch fehlerhaft waren. Da unsere Regierung bis jetzt keine durchgreifenden Reformen für den Arbeiterstand gemacht hat, und selbst die internationale Konferenz, welche die Schweiz zur Einführung einer internationalen Fabrikgesetzgebung in Bern für alle europäischen Staaten einberuft, nicht beschickt, so ist es doppelte Pflicht des Arbeiters, sich zu organisiren. Die größte Organisation in Berlin sei der Fachverein der Tischler, dieser sollte sich jeder Arbeiter anschließen, um durch Ausflärung und Belehrung eine feste organisierte Truppe zu schaffen, welche es ermöglicht, die Lohnfrage in die Hand zu nehmen und die Arbeitszeit womöglich auf 8 Stunden festzusetzen. Kollege Dukur bespricht zunächst die frühere freie Organisation und befragt hiezu dann über Wilhelm Schmitt, welcher in der Brunnenstraße vor öffentlicher Versammlung erklärt hat, daß die Siebener Kommission, welche dort gewählt ist und eine Vorbereitungs-kommission hätte sein sollen, jetzt doch eigenmächtig vorgegangen ist. Redner empfiehlt der Versammlung, einen Antrag anzunehmen, welcher das heutige Bureau berechtigt, eine Versammlung im Zentrum einzuberufen mit der Tagesordnung: Treten wir dem Fachverein bei oder gründen wir eine freie Organisation, welche dem Fachverein Mitglieder zuführt? Thierbach berichtet, daß der Fachverein in Verbände Nord, Süd, West, Ost und Zentrum eingetheilt ist und noch wird, und daß so eine feste Organisation über ganz Berlin geschaffen werden soll, welche alle Tischler umschließt. — Kollege Markmann ergeht sich über die freien Organisationen, welche in Dresden, Hamburg und anderen Städten bestanden, und welfe einem plöthlich aufflackernden Strohfleuer gleichgestellten sind. Ueberall ist man wieder zu einer festen Organisation zurück-

ent wurde, die Partie von vornherein mitzumachen, ging am Spätnachmittag zu Fuß nach. Unterwegs schloß sich ihm der Schuhmachermeister Fischer aus Berlin an. Beide lebten im Mann'schen Etablissement in Beethof ein und verzehrten daselbst jeder eine Portion Gänsebraten und zwei Glas Bier. Als es zum Bezahlen kam, war Schulze verschwunden. Fischer bezahlte nur seine eigene Zeche und gab an, den Schulze weder zu kennen, noch zu wissen, wo derselbe geblieben sei und ging nach einzigem Besinnen lief ihm aber der Kellner Besatz, der beiden servirt hatte, nach und hielt den Fischer auf der Straße fest. Dieser schrie um Hilfe und nun kam Schulze herbeigeführt und schlug ohne weiteres den Kellner Besatz mit einer Stod- oder Schmirntrude über den Kopf, so daß dieser blutüberströmt und benümmungslos zu Boden stürzte. So ließen Schulze und Fischer den verletzten Kellner liegen. Radfahrer und andere Passanten zu Fuß und zu Wagen brachte den Verletzten wieder zu sich, dieser erzählte, was vorgegangen und nun wurden die beiden verfolgt, auch in gerinder Entfernung — sie hatten sich nämlich mittlerweile in einem anderen Lokale aufgehalten — wieder eingeholt und gehörig durchgehlaüt. Der Kellner war der Erste, der an Schulze Rache übte und diesen durchsprügelte. Als aber der Kellner sich entfernt hatte, wurde Schulze noch demjenigen durchgeprügelt — besonders von einem Wagenführer und einem Radfahrer —, daß er schwer krank nach Hause kam, zunächst 14 Tage in unterbrochener Schlafsucht lag, alsdann 14 Tage in der Charite, und dann weitere 14 Tage in der hiesigen Irrenanstalt zu Daldorf zubrachte. Der Angeklagte Schulze suchte nun die angebliche Zechprellerei dadurch aufzuklären, daß er behauptete, den vielbeschäftigten Kellner wiederholt gerufen zu haben, um zu bezahlen. Da der Kellner nicht kam, so er für einen Augenblick nach dem benachbarten Lokale gegangen, um zu sehen, ob der von ihm gesuchte Verein dort sei. Als er zurück kam und eben wieder in das erste Lokal eintreten wollte, sei Fischer ihm bereits entgegengelommen. Er sei nun in dem Bahn gewesen, daß Fischer die Zeche bezahle, und als nun der Kellner nachgelassen gekommen sei und den Fischer angegriffen habe, hätte er geglaubt, daß er und sein Begleiter das Opfer einer Uebervortheilung werden sollte. Daß er heftig zurückgeschlagen habe, sei darauf zurückzuführen, daß er vor 12 Jahren einen Schädelbruch erlitten habe, der eine hochgradige Neurose bei ihm paralytisch. Seit dem unglücklichen Rencontre sei er überhaupt nicht mehr zurechnungsfähig. Die damals verheilte Bruchstelle seines Schädels müsse durch die empfangenen Schläge wieder aufgedrungen sein. Professor Dr. Falk begutachtete zwar, daß der einzig und allein in Betracht kommende Halswunde, die Schulze erlitten, zu einem Wiederaufbruch des alten Schädelbruchs und zu einer daraus resultirenden beschränkten Zurechnungsfähigkeit nicht hätte führen können, auf Antrag des Verteidigers beschloß aber doch der Gerichtshof, die Sache zu verurtheilen und den Angeklagten Schulze durch die Professoren Dr. Falk und Dr. Mendel auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen.

Wegen eines sonderbaren groben Aufzugs hatte sich gestern der ehemalige Versicherungsbeamte Franz Willemer vor der dritten Ferienkammer des Landgerichts I zu verantworten. Am 11. März wurde am Kreuzungspunkte der Zeugnisstraße und Charlottenstraße das Asphaltpflaster zwischen den Geleisen der Pferdebahn ausgebessert. Zu diesem Zwecke war ein Theil des Pflasters aufgerissen und die so enthaltene Lücke durch eine Anzahl Bohlen ausgefüllt worden. Der Angeklagte machte sich nun den eigenartigen Spatz, diese Bohlen nach Art der Gewehre pyramidenförmig zusammenzuwickeln und zwar inmitten des Geleises. Nachdem der Schaffer des ersten herankommenden Pferdebahnwagens das Hinderniß beseitigt hatte, wiederholte der Angeklagte den Aufbau zum großen Gaudium der Zuschauer, bis ein Schuttmann den Unzufriedenen zur Woche führte. Im gefrigen Termine behauptete der Angeklagte, daß er nur die, durch darüberfahrende Wagen in Unordnung gerathenen Bohlen wieder gerade legen wollen und er fände es höchst ungerath, daß er für seinen an den Tag gelegten Ungehorsam noch bestraft werden solle. Seiner Ansicht nach verneine er Anerkennung. Die Beweisaufnahme ließ keinen Zweifel an der Schuld des Angeklagten, worauf ihn der Gerichtshof mit einer Geldstrafe von 5 M. belegte.

Eine für Kunst- und Antiquitätenhändler wichtige Entscheidung fällt gestern die dritte Ferien- (Verurteilung) Strafkammer des Landgerichts I. Gegen eine große Anzahl der sogenannten Geschäftsleute ist das politische Strafverfahren eingeleitet worden, weil ihr Gewerbe als Trödelgeschäft angesehen wird und demgemäß zur Versteigerung angemeldet werden muß. Gegen den Tischler Friedrich Schröder war ebenfalls ein Strafmandat erlassen worden, er beantragte aber richterliche Aufhebung und erzielte auch ein freisprechendes Erkenntniß vom Schöffengericht, gegen welches der Staatsanwalt indessen Berufung einlegte. Durch die Beweisaufnahme wurde festgestellt, daß der Angeklagte die Einrichtung von ganzen Kommoden, Käden u. s. w. übernimmt. Er befaßt sich mit Auktionen und erleiht daselbst solche Gegenstände, die er bei etwaigen Neuerrichtungen verwenden zu können glaubt. Es sind dies zum Theil Kunstgegenstände, wie Uhren, Vasen, Kronleuchter, Bronzen u. s. w. Diese Sachen barg der Angeklagte in der ersten Etage seines Hauses, in den zur ebener Erde belegenen Räumen brachte er dagegen eine zusammengewürfelte Menge der mannigfaltigsten minderwerthigeren Sachen unter, wie Hingebände, Maabe, Waagen, Gewichte und dergleichen. Die Polizeibehörde erblidte in dieser Art des Geschäftsbetriebes ein Trödelgeschäft, eine Annahme, welche von dem Angeklagten nicht zureichend begründet wurde. Nach § 35 der Gewerbeordnung bedeute ein Trödelgeschäft den Kleinhandel mit alten Kleidern, Metallgegenständen und Metallbruch. Ein Trödel ist auch verpflichtet, über Ankauf und Verkauf der Gegenstände Buch zu führen. Alles dies treffe bei seinem Geschäft nicht zu, er könne höchstens als Kaufmann, aber nimmermehr als Trödler bestraft werden. Die Frage des Vorsitzenden, ob der Angeklagte nicht auch einzelne der minderwerthigen Gegenstände auf Verlangen abgegeben haben würde, glaubte der Angeklagte nicht verneinen zu dürfen und das war für die Frage, ob das Geschäft als ein Trödelgeschäft anzusehen sei oder nicht, ausschlaggebend. Der Gerichtshof entschied sich mit dem Staatsanwalt im Sinne der Anklage und verurtheilte den Angeklagten unter Aufhebung des ersten Erkenntnisses zu einer Geldstrafe von 15 M.

Aus dem Schiedsgericht in Unfallversicherungssachen. Kann Jemand, dessen linke Hand völlig undrausbar geworden, sich mit Recht als „völlig erwerbsunfähig“ bezeichnen? — Dies war die Frage, welche im Fall des Arbeiters Naaf das Schiedsgericht in Unfallversicherungssachen in längerer Sitzung befaßigte. Genanntem geht auf Gehaltung der vollen Rente nach Maßgabe des auf 566 M. berechneten Jahreseinkommens Klagen war am 8. Oktober 1898 das Unglück zugefallen, in Ausübung seiner Berufsarbeit die linke Hand völlig zu verlieren, so daß nach übereinstimmender Begutachtung dreier zu Naaf gehörigen Aerzte an eine Gebrauchsfähigkeit der zur Zeit immer noch eiternden Hand überhaupt nicht mehr gedacht werden kann. Im übrigen ist Kläger indessen völlig gesund und dieser Umstand veranlaßt die betreffende Unfall-Gesellschaft, ihm 40 pCt. Rente zu gewähren unter der Annahme, daß, wie dies ja bei vielen in gleicher Weise förmlich Verletzten der Fall, Kläger rechtwohl noch Boten, Portiers, x. Dienste verrichten könne. Auch dies bestritt Verletzte. Eine Einigung beider streitenden Theile kommt am Ende noch insofern zu Stande, als die Gesellschaft sich bereit erklärt, den Verletzten sofort zur Heilung in ein geeignetes Krankenhaus aufnehmen zu lassen und während seines Aufenthalts daselbst seinen Angehörigen die gesetzliche Rente auszuzahlen.

